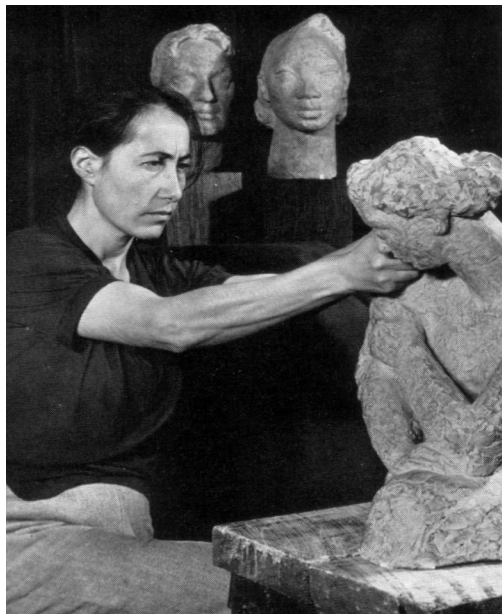


**Biografische
Notizen
von
Nelli Wieghardt**



Nelli Wieghardt im Atelier, 1942

Mein unvergeßlichster Montagmorgen

An einem Montagmorgen Ende April 1924, kurz bevor ich zwanzig wurde, begann ich mein Kunststudium in Köln. Ich hatte mir immer gewünscht, Künstlerin zu werden, aber meine richtige Ausbildung begann erst später, weil ich direkt nach dem Schulabschluß erst einmal ein Kindergartenseminar besuchte. Erst nachdem ich hier meinen Abschluß erworben hatte, bewarb ich mich an der Kunstschule. Doch die Jahre am Seminar waren nicht verloren, denn dort begegnete ich meiner ersten Kunstlehrerin. Sie war selbst Künstlerin und durch sie fand ich Zugang zur Dreidimensionalität. Jetzt wußte ich: ich wollte Bildhauerin werden.

Neben der Arbeit im Bildhaueratelier mußte ich zunächst Unterricht in Zeichnen, Malen und Anatomie nehmen. Der Unterricht begann in der ersten Klasse mit freiem Zeichnen im Zoo bei Professor Bernardelli vor. Ausgerüstet mit Skizzenblocks, Holzkohle, Stiften, Pinsel und so weiter hatten wir uns am Montagmorgen um 9 Uhr am Zoo einzufinden. Ich hatte nie zuvor ein sich bewegendes Tier gezeichnet und bislang lediglich einen kurzen Abendkurs mit menschlichen Modellen besucht. Diese standen vollkommen ruhig. Die Tiere aber bewegten sich ständig - wo sollte man da anfangen? Professor Bernardelli war von ziemlich kleinem Wuchs, aber ehrfurchterregend und sehr anspruchsvoll. Als ein Mann von wenigen Worten (gewöhnlich scharf kritisierend) war er für mich, die ich mir verwirrt und verloren vor kam, wenig hilfreich. Eigentlich war ich mit dem Zoo sehr vertraut, weil meine Großmutter eines der Gründungsmitglieder war und vielleicht sogar im Komitee des Zoos mitwirkte. Deshalb hatten meine Schwester und ich als Kinder die Erlaubnis, im Park mit Tony, der alten, freundlichen Schimpansendame, spazierenzugehen. Es war ein außergewöhnliches Erlebnis, ihre rauhen, kleinen Hände in unseren zu fühlen. Tonys Wärter stand mit einem wollenen Schal in Bereitschaft, weil sie so empfindlich auf die geringste Temperaturänderung reagierte.

Aber jetzt lebte Tony nicht mehr, und man erwartete von mir, daß ich in den nächsten drei Stunden einige gute Zeichnungen anfertigte. Ich begann und radierte, begann und radierte - würde denn nicht irgendeines der Tiere für eine

Zeitlang stillhalten, so daß ich endlich einen Anfang bekam? Ein blonder, schlanker Kommilitone, der meine Hilflosigkeit sah, trat auf mich zu. Er war etwas älter und offenbar sehr erfahren im Zeichnen und Malen. Er schlug mir vor, mit einem Tier zu beginnen, das sich nur langsam oder fast gar nicht bewegte - wie die Schildkröten. Wir gingen zusammen zum Reptilienhaus und er zeigte mir, wie man anzufangen hatte. Von da an wurde er mein Lehrer im Zoo, weit mehr als der Professor, und er wurde außerdem die wichtigste Person in meinem Leben: mein lebenslanger Gefährte und Ehemann.

Unsere erste Nacht in Paris

Als Paul und ich am 15. Mai 1931 in Paris ankamen, holten uns am Bahnsteig des Gare du Nord unser Malerfreund Kurt Gröger und seine französische Freundin Simone ab. Kurt war, wie auch Paul, Meisterschüler bei Professor Robert Sterl an der Dresdner Kunstakademie, während ich dort Bildhauerei bei Professor Karl Albiker studierte.

Kurt Gröger war im Jahr zuvor nach Paris gegangen und hatte sich in die Stadt und in Simone, eine geborene Pariserin, verliebt. Sie war 18, Studentin an der Schule der schönen Künste und bildhübsch. In ihrem leicht gerundetem Gesicht dominierten ihre ungeheuer dunklen Augen. Ihr dunkelbraunes Haar reichte in zwei schweren Flechten hinunter bis auf ihre Hüften. Als ich sie am Bahnhof sah, schloss ich sie sofort in mein Herz. Jetzt, nach mehr als sechzig Jahren, verbindet uns noch immer eine enge Freundschaft.

Kurt und Simone brachten uns (ich glaube mit einem Taxi) zu dem kleinen Hotel, wo Kurt für uns ein Zimmer hatte reservieren lassen. Es war das Hotel Vercingtorix in der gleichnamigen Straße im 15. Arrondissement. Natürlich wollten wir nur solange bleiben, bis wir ein Atelier gefunden hatten, was wir am nächsten Tag zu finden hofften. Das Hotel war nicht sehr einladend, aber billig. Nach dem Abendbrot in einem nahegelegenen Bistro verabredeten wir uns mit Kurt am nächsten Morgen auf Ateliersuche zu gehen. In unserem Zimmer dann, müde und erschöpft, sagte Paul: "Lass uns nur

das Wichtigste auspacken und unser Gepäck in die Mitte des Raumes stellen". Mir war das recht, obwohl ich nicht ganz begriff, warum. Bald sollte ich es jedoch erfahren.

Wir waren so erschöpft von der langen Bahnfahrt und allen Aufregungen, dass wir alsbald einschliefen, doch nicht für lange. Ich glaube, es war weniger als eine halbe Stunde, als ich durch einen heftigen Schmerz im linken Arm aufwachte. In Minutenschnelle wurde der Arm heiß und schwoll an. Ich hatte keine Ahnung, was das sein konnte, doch Paul wusste es: Bettwanzen. Während seiner frühen Studienzeit hatte er in Großstädten einschlägige Erfahrungen in gemieteten Räumen gesammelt. Seit Kindheit war ich gegen Insektenstiche allergisch; aber nie hatte ich etwas anderes als Mückenstiche oder, in Portugal, einige Flohbisse erlitten. Dies hier war etwas Anderes, nicht nur wegen des quälenden Schmerzes, sondern auch der Gedanke an Bettwanzen war absolut ekelhaft und verängstigte mich. Wir sprangen aus dem Bett, stopften unsere Schlafanzüge in die Waschschüssel aus Porzellan, übergossen sie mit Wasser aus dem Krug (es gab kein fließendes Wasser), zogen uns an und verschlossen fest unsere Koffer. Jetzt verstand ich, warum Paul das Gepäck von der Wand entfernt stehen lassen wollte; er war von Anfang an argwöhnisch.

Dann gingen wir hinaus in die milde Maienacht um den Rest der Nacht durch die Strassen zu laufen. Mein Arm war mit einem nassen Handtuch umwickelt, um den Schmerz erträglicher zu machen. So begannen wir, Paris zu entdecken. Zuerst ging es durch enge Gassen mit solch schmalen Gehwegen, dass wir es schwer hatten, dem Hundedreck auszuweichen. Dann erreichten wir große Boulevards, wo die Straßencafés während der ganzen Nacht voller Menschen waren. Wir hatten einen guten Stadtplan und steuerten auf die Seine los. Wir fanden auch wirklich den Weg zum Fluss, aber trotz raschen Gehens brauchten wir dazu nahezu drei Stunden.

Wir erreichten die Seine vom "Boul Mich" (dem Boulevard St. Michel) aus. Über dem schmalen Streifen des Wassers erhob sich Notre Dame, angestrahlt und geheimnisvoll. Wir schlenderten an der linken Flussseite entlang und fanden eine Bank. Auf der anderen Seineseite,

weiterentfernt, konnten wir die Umrisse des Louvre erkennen, uns vertraut von vielen Fotos. Es muss zwischen zwei und drei am Morgen gewesen sein, als wir zum Rückweg aufbrachen. Im 6. Arrondissement, besser bekannt als "Mont Parnasse", dem Künstlerviertel, betraten wir für kurze Zeit ein Strassencafé. Dann suchten wir uns verschiedene andere Strassen für den Weg zurück aus. Es war noch ganz früh, vielleicht zwischen 6 und 7, als wir unser Quartier erreichten um unsere Sachen abzuholen und eilig das Hotel zu verlassen. Wir kehrten in das Bistro vom Vorabend zurück, wo wir Kurt erwarten sollten. Wir waren jetzt erschöpft. Bei einem Café au lait und zwei oder mehreren croissants warteten wir bis Kurt erschien, um uns zur Ateliersuche abzuholen.

Trotz der vielen Stunden des Umherlaufens und jener dafür ziemlich widerwärtigen Ursache, waren wir unglaublich erregt über die Tatsache, dass wir schon direkt in der ersten Nacht den Herzschlag dieser bezaubernden Stadt verspürt hatten und ihren Anblick, die Geräusche und die Gerüche in uns aufnehmen konnten.

Im 15. Arrondissement

Die meiste Zeit unserer sieben Jahre in Paris lebten wir in sehr bescheidenen Verhältnissen im 15. Arrondissement. Das ist im südöstlichen Teil von Paris, genau südlich des berühmten Mont Parnasse. Es war vorwiegend mit Arbeitern in Blauleinen sowie einer Handvoll Künstler und Schriftsteller bevölkert. Am südlichen Rand dieses Viertels liegen die "abattoirs", die Viehhöfe, und wenn der Wind aus Süden blies - na, das war vielleicht etwas! Auch Port Versailles befindet sich in jenem Viertel, und wenn man es auf diesem Wege verläßt, ist Versailles nicht weit. Am Eingang der Villa Chauvelot, einer Sackgasse, in der sich unser Atelier befand, stand das Haus, in dem in den zwanziger Jahren Malvina Hoffmann, die amerikanische Bildhauerin aus Chicago, lebte. Als die Wirtschaftskrise kam, zog sie von dort weg.

Wir wohnten in der Mitte des Blocks, im Haus Nummer 8. Es war das Frühjahr des Jahres

1933, der Beginn der Diktatur Hitlers in Deutschland. Mehrere unserer Künstlerkollegen kamen als Flüchtlinge nach Paris, und einige blieben bei uns in beengten Wohnverhältnissen, bis sie eine ähnlich billige Bleibe für sich selbst fanden.

Sobald Hitler an die Macht kam, hatte Paul die Idee, wir sollten heiraten, um mich vor einer möglichen Verfolgung wegen meiner jüdischen Abstammung zu schützen. In Wirklichkeit nützte das gar nichts, vielmehr brachte ich ihn dadurch in Gefahr. Nachdem wir nunmehr acht Jahre zusammenlebten, widerstrebte mir seine Idee sehr. Aus meiner Sicht war eine Heiratsurkunde für eine dauerhafte Beziehung nicht notwendig. Das ist auch heute noch meine Meinung. Aber letztlich gab ich nach.

Nachdem wir alle erforderlichen Papiere beschafft hatten, bestellten wir im Rathaus des 15. Arrondissement unser Aufgebot, um zu heiraten, ich glaube, es war der 3. Juni 1933. Wir wurden aufgefordert, zwei Trauzeugen mitzubringen. Wir hätten unsere guten Freunde Kurt und Simone Gröger oder Robert und Herthie Liebknecht fragen können, aber ich war zu verlegen, ihnen gegenüber zuzugeben, daß wir einen solchen Schritt in ein bürgerliches Leben erwägten. Wen also sollten wir wohl fragen?

Einer unserer Nachbarn um die Ecke war Monsieur Jacques, ein Taxifahrer. Vielleicht würden er und seine Frau unsere Trauzeugen sein, wenn wir ihm seine Ausfallzeit bezahlten und sie zum anschließenden Essen einluden. Monsieur Jacques war erfreut über unser Ansinnen, und auch seine Frau willigte ein. Er fuhr uns alle zum Standesamt. Zwischen zahlreichen anderen Paaren, einige von ihnen in Hochzeitskleidung, saßen wir wartend auf den Bänken, bis endlich unsere Namen aufgerufen wurden. Nach einigen Unterschriften in ein Büchlein, genannt "Carnet de famille", waren wir offiziell verheiratet.

Wir vier begaben uns dann zum Mittagessen in ein Arbeiter-Bistro in der Nähe unseres Hauses, wo üblicherweise die Steaks aus Pferdefleisch bestanden. Das störte uns nicht, solange der Wein nur gut war - und das war er. Nach dem Essen dankten wir ihnen und sie

dankten uns und alle gingen wir heim. Aber ich brauchte doch einige Tage, um den Mut zu finden, unseren Freunden das zu erzählen. Ich empfand es wie einen gegen unsere Überzeugung gerichteten Verrat. Doch bereut haben wir es nie.

Was macht man mit einem Loch im Tisch oder in der Wand?

Paul und ich trafen im April 1934 mit dem Zug von Paris kommend in Portugal ein, nachdem wir unterwegs in Madrid Station gemacht hatten, um das Prado-Museum zu besuchen. Zunächst wohnten wir ungefähr eine Woche lang im Haus meiner Tante Laura. Für den Sommer hatte sie uns in ihr Landhaus in Serpa eingeladen und wir blieben dort fünf Monate, um zu malen und zu bildhauern.

Der Frühling begann gerade. Draußen in der Sonne war es warm, aber die Häuser, gebaut, um sie im Sommer kühl zu halten, waren eiskalt. Wir trugen mehrere Pullover übereinander und waren dankbar für die Holzkohlenbecken mit wärmender Glut, die während der Mahlzeiten unter den Tisch gestellt wurden. Und wie erfinderisch diese Wärmequellen genutzt wurden! Die Tischplatte war mit Löchern versehen, ungefähr anderthalb Zentimeter im Durchmesser, so dass die glühende Holzkohle nicht nur unsere Füße wärmte, sondern auch die Speisen auf dem Tisch.

Während des Winters hatte ich auf eigene Faust etwas Portugiesisch gelernt. Da ich vorher schon zweimal in Portugal war, hatte ich bereits etwas Ahnung von der Aussprache. Laura, weit besser ausgebildet als portugiesische Frauen ihrer Generation zu jener Zeit, sprach fließend Französisch und Englisch und ebenfalls genügend Deutsch, um sich bei Reisen zu verständigen. Bei der Verbesserung meiner portugiesischen Sprachkenntnisse war sie mir deshalb sehr hilfreich.

Nach ungefähr einer Woche in Lissabon meinte sie, ich würde in der Lage sein, in einem so entlegenen Ort wie ihre alte Heimatstadt, wo niemand etwas anderes als Portugiesisch sprach, allein zurechtzukommen. So brachen wir auf gen Süden nach Serpa. Laura kam mit,

um uns in das Leben dort einzuführen und ihren Freunden vorzustellen.

Dies war eine andere Welt! Südportugal befand sich lange Zeit unter Sarazenenherrschaft und überall war der maurische Einfluss noch offenkundig. Lauras Haus war da keine Ausnahme. Ein niedriges, weiß gekalktes Ziegelsteingebäude, errichtet um einen Innenhof, in dessen Mitte sich ein Brunnen und eine Pumpe befand. Unsere eigene Wasserversorgung zu besitzen, war ein ausgesprochener Luxus in diesem kleinen ländlichen Städtchen mit ungefähr 7000 Einwohnern, wo die meisten Frauen, ein Tongefäß auf dem Kopf balancierend, den täglichen Wasservorrat am öffentlichen Brunnen holen mussten.

Das Zimmer, an das ich mich gut erinnere, war die Küche: ein heller rechteckiger Raum der auch als Speiseraum diente. In der Mitte einer Wand befand sich ein weiter, offener Kamin, an dem gekocht wurde. Dort hing ein großer Kupferkessel zur Heißwasserbereitung, den man gegen einen anderen zum Kochen von Suppen und zum Schmoren auswechseln konnte.

Frühmorgens am Tag nach unserer Ankunft gingen wir um sechs Uhr zum Markt auf dem Platz im Zentrum, um einzukaufen. Es gab dort alles, was wir brauchten. Aber weil es nach Sonnenaufgang sehr rasch heiß wurde, schloss der Markt bereits um sieben Uhr. Es gab keine Kühlschränke, und Gemüse würde welken, Fisch, Fleisch und Geflügel würde verderben. Tatsächlich wurde jeder übrig bleibende Fisch weggeworfen - oder vielleicht den Schweinen gegeben. Wir kauften frisches Gemüse, ein Hähnchen und einige kleine Fische, die wie große Sardinen aussahen. Natürlich musste Lauras Hausmädchen alles tragen. Später tat ich das allerdings selbst. Als wir nach Hause kamen, war ich gespannt, was wir mit den verschiedenen Sachen machen würden. Zuerst wurde ein wundervoller Salat hergerichtet mit einer Vinaigrette aus Olivenöl, Zitronen und Kräutern. Das Hähnchen wanderte zusammen mit dem Gemüse in den Schmortopf über dem Kaminfeuer. Der Fisch wurde gesäubert, um gebraten zu werden. Gebraten? Wie sollte das vor sich gehen?

Jetzt zeigte mir Laura, dass sechs oder acht Ziegelsteine in der Wand fehlten. Sie ging zum Kamin, wo unser Eintopf bereits langsam kochte und dabei einen verführerischen Duft herübersandte. Neben dem Kamin hing eine kleine langstielige Schaufel. Damit nahm Laura aus dem Kaminfeuer etwas Glut und schob diese in das Loch in der Wand. Sie wiederholte diesen Vorgang, bis die Glut ein Bett bildete. Dann stellte sie einen kleinen vierbeinigen Grill über die glühende Kohle, nahm eine Bratpfanne von einem Haken an der Wand, füllte etwas Olivenöl hinein und stellte sie auf den Grill. In Minutenschnelle war das Öl heiß und der Fisch kam hinein, um rasch gebraten zu werden, erst auf der einen, dann auf der anderen Seite. Zum Schluss wurde ein großes Büschel Petersilie mit Stengel und allem in die Pfanne geworfen. Der Fisch wurde zur Seite geschoben, so daß die Petersilie knusprig werden konnte. Voilá, ein köstlicher erster Gang war fertig, während der Eintopf langsam weiterkochte. Diese Öffnung in der Wand hatte es mir angetan. Sie sollte mein bevorzugter Kochplatz für kleine Gerichte werden, wenn Paul und ich allein sein würden.

Die Flucht

In den frühen Morgenstunden des 8. April 1940 lauschten Paul und ich mit Beklemmung dem Radio. In dieser Nacht fanden wir keinen Schlaf, denn wir hatten aus den Nachrichten von der deutschen Invasion in Dänemark erfahren, und daß jetzt Norwegen an der Reihe sei - unvorstellbar, aber Tatsache. Während der Nacht überdachten wir, was wir tun sollten. Als um fünf Uhr am Morgen die Nachrichten bestätigten, daß die Einfahrt zum Oslo-Fjord bombardiert wurde, stand Pauls Entschluß fest und seinem unfehlbarem Urteil vertrauend, willigte ich ein: wir wollten auf der Stelle fliehen. Wir waren sicher, daß die Alliierten und besonders England Hitler in Norwegen nicht dulden würden, und daß sie die Nazis in wenigen Tagen hinauswerfen würden. Gegen acht Uhr hatten wir unsere Rucksäcke fertig gepackt und unser Notgepäck genommen, das jederzeit griffbereit war, und unsere Pässe, Sparbücher und all unser verfügbares Geld enthielt. Weil in der Nähe noch Schnee lag, hatten wir uns sehr warm angekleidet. Unseren

guten Freunden Karl und Dagny Eide brachten wir unsere Schlüssel. Sie wohnten im gleichen Gebäudekomplex, nur ein Haus weiter. Wir verabschiedeten uns von ihnen, als würden wir uns nur auf eine Wanderung begeben und dachten dabei, in vielleicht einer Woche zurück zu sein.

Wir gingen nordwärts, aber ich kann mich nicht daran erinnern, wie weit wir am ersten Tag kamen. Bei Einbruch der Nacht (ich glaube, es war am ersten Tag) waren wir tief in den Wäldern in einer bergigen Gegend. Wir hatten mehrere Schneeflächen überquert, aber dann fanden wir einen Platz, der leidlich trocken zu sein schien: eine Rodung mit einer Holzfällhütte. Paul schnitt einige Kiefernzweige von nahen Bäumen ab, die uns als Matratze dienten, und wir waren müde genug, um ganz gut darauf zu schlafen. Am nächsten Tag hielten wir uns nordöstlich. Wir kamen durch einige Ansiedlungen und einmal, als wir auf der Fahrstraße gingen, hielt ein norwegischer Armeelastwagen mit jungen Soldaten, die uns anboten, uns mitzunehmen. Es war eine große Hilfe, leider nur für eine kurze Strecke. Von den Soldaten erfuhren wir die letzten Neuigkeiten und die waren wahrhaftig nicht gut.

Gegen Nacht erreichten wir ein Dorf und sprachen mit jemandem - ich weiß nicht mehr, ob Mann oder Frau - der uns anbot, uns zum Lehrer zu bringen, um ihn zu fragen, ob er uns auf dem Boden im kleinen Schulgebäude schlafen lassen würde. Der junge Lehrer willigte sofort ein und es war viel besser als im Wald, denn die Nächte waren noch bitter kalt. An der Wand hing eine genaue Landkarte der Umgebung und Paul zeichnete sie in seinen Zeichenblock ab, damit wir eine Hilfe hatten, den Weg zur schwedischen Grenze zu finden. Inzwischen hatten wir erfahren, daß die Nazis schon an Oslo vorbei seien und sich nach Norden bewegten. Jetzt war uns klar, daß wir versuchen mußten, nach Schweden zu kommen. In der nächsten Nacht, nach einem weiteren Marschtag, schliefen wir wieder im Wald. Mit Hilfe unserer Landkarte ging es am anderen Morgen weiter. So weit ich mich erinnern kann, war das der mühsamste Tag. Als wir in einen größeren Ort kamen, konnte ich kaum noch laufen und nur Pauls Willenskraft hielt

mich auf den Beinen. Wir trafen einen etwa zwölfjährigen Jungen, der uns zu einem Bauernhof brachte. Wie wir später erfuhren, erwarteten die Bewohner an diesem Abend Besuch und er nahm wohl an, wir seien diese Leute! Das war das unerwartete größte Glück. Der Bauer und seine Frau dachten, daß ihre Verwandten aus Oslo zu ihnen fliehen würden. Aber da sie zu dieser späten Stunde noch immer nicht eingetroffen waren, hieß man uns an ihrer Stelle zur Übernachtung willkommen. Die mütterliche Bauersfrau bestand darauf, daß wir vor dem Schlafengehen erst essen sollten - und wir waren so hungrig! Dann führte sie uns in ein hübsches Gästezimmer mit einem sauberen, warmen Bett. Wir konnten es kaum fassen - es erschien uns wie ein Märchen! Und dieses Märchen setzte sich am nächsten Morgen tatsächlich noch fort. Unsere Gastgeber baten uns, bei ihnen zu bleiben: "Bis Norwegen befreit ist, in ein oder zwei Wochen." Aber Paul wußte es besser. Wir hatten im Radio erfahren, daß der König nach Norden geflohen war, und daß Elvrum, wenige Stunden nachdem er dort auf seiner Flucht übernachtet hatte, bombardiert worden war. Darum wollten wir nicht bleiben.

Unsere Wirtin bereitete uns ein wunderbares Frühstück, stopfte unsere Rucksäcke voll mit allem Eßbaren, das sie finden und uns nützen konnte: herzhaftes Brot, Käse, Würste und Obst. Wie schwer fiel es uns, diese warmherzige und gastfreundliche Familie zu verlassen und wieder in die unbekannte Kälte zu ziehen.

Aber Pauls Intuition erwies sich wieder einmal als richtig. In dieser Gegend befanden sich Erzminen und in der Nähe Stahlwerke. Innerhalb von einer Woche war es das erste Ziel der Eindringlinge. Wir erklärten unseren Gastgebern, daß sie außerdem in große Schwierigkeiten kämen, wenn die Nazis kämen und uns bei ihnen finden würden. So brachen wir direkt nach dem Frühstück in Richtung Schweden auf. Ich bedauere noch heute, daß wir nicht ihre Adresse notierten, um ihnen nach dem Krieg einige CARE-Pakete zu senden. In der nächsten Nacht, glaube ich, erreichten wir Lillehammer, eine bekannte Touristenstadt und historischer Ort. Aber jetzt herrschte hier Kriegs Atmosphäre. Elvrum ist

nicht weit weg und die Menschen hatten die Bomber dorthin fliegen sehen. Wir betraten den Ort mit der Hoffnung, noch einmal eine Schule zu finden, in der man uns schlafen lassen würde. Es war bereits dunkel als plötzlich die Sirenen Bombenalarm gaben. Alle mußten die Straße verlassen und sich in die Luftschutzräume begeben. Und darin verbrachten wir nun die Nacht. Der Schutzraumwärter sprach uns sofort an, denn wir waren die einzigen Leute dort drin, die er nicht kannte. Gegen Morgen wurde Entwarnung gegeben. Dann traf ein Bote ein und der Wärter eröffnete uns, daß Sigrid Undset, die bekannte Schriftstellerin, mit uns sprechen möchte. Sie war katholisch geworden und hatte einem deutschen Priester, der aktiv in der Zentrums- partei war, der politischen Partei der Katholiken in Deutschland, Obdach gewährt. Sie fürchtete, er sei in Lillehammer in Gefahr und meinte, ob wir ihn nicht nach Schweden mitnehmen könnten. Er sprach kein Norwegisch und würde es möglicherweise allein kaum schaffen. Wir erklärten uns natürlich einverstanden und setzten unseren Weg gen Schweden zu dritt fort.

Nach einer Weile näherte sich ein wackliger Autobus - einige Busse waren noch im örtlichen Verkehr eingesetzt - und unser Priester, älter als wir und recht rundlich, wollte sich das Gehen etwas ersparen und bestand darauf, den Bus in Richtung Elvrum zu besteigen. Wir verließen uns lieber auf unsere Füße und setzten unseren Weg in gleicher Richtung, einige Abkürzungen benutzend, fort.

Kurz vor Elvrum sahen wir den Bus, der eine Panne hatte. Alle Passagiere standen drum herum und unser Priester mittendrin. Wir überredeten ihn, mit uns nach Elvrum und zur schwedischen Grenze weiterzugehen. Als wir Elvrum betraten, oder vielmehr das, was von Elvrum (einige Tage zuvor) übrig geblieben war, verschlug es uns den Atem. Nichts stand mehr, außer einigen Schornsteinen hier und da, die wie Finger anklagend gen Himmel wiesen. Die Stadt war vollständig zerstört. Paul, der im ersten Weltkrieg in Frankreich verwundet worden war, sagte, dass er selbst in diesem schrecklichen Krieg nicht solche Verwüstung gesehen habe. Einige Schutthaufen qualmten

noch. Das alles nur, weil die Nazis hofften, den König hier zu treffen. Oder als Warnung für die Orte, an denen er sich aufhalten würde. Glücklicherweise entkam er nach England.

Schon am Vortag auf der Straße nach Lillehammer und auch heute wieder überflogen uns mehrere Male deutsche Bomber, und wir suchten im Straßengraben Deckung. Endlich dann, an diesem Abend, erreichten wir mit unserem Priester im Schlepptau die schwedische Grenze. Die Grenz- wache war auf das Eintreffen von Flüchtlingen vorbereitet, von denen wir die ersten an diesem Grenzüber- gang waren. Der schwedische König hatte verfügt, alle Flüchtenden die Grenze passieren zu lassen, sie dann jedoch in eine Art Auffang- lager zu bringen, wo sie aussortiert werden sollten, denn die Schweden waren sehr bemüht, keine Nazis oder Kommunisten unter dem Vorwand, sie seien Flüchtlinge, einzulassen. (Hitler und Stalin waren zu der Zeit noch befreundet). In Norwegen hatte sich die fünfte Kolonne, die "Quislings", benannt nach ihrem Führer, als gefährlich und verräterisch erwiesen. So mußten wir in der Nacht in den Grenz- baracken bleiben und auf unseren Mänteln auf dem Holzboden schlafen. Wir bekamen nicht viel Ruhe, aber wenigstens war geheizt, denn ich kann mich nicht daran erinnern, dass es dort besonders kalt war.

Am nächsten Morgen erschienen zwei Polizisten in einem kleinen Bus, die uns drei zu dem Lager bringen sollten. Gegen Mittag, glaube ich, hielten wir an einem weiteren Grenz- übergang, um dort noch mehrere Flüchtlinge einsteigen zu lassen. Es war später Nachmit- tag, als wir an unserem Bestimmungsort anka- men. Das war ein kleiner, recht einfacher Badeort, der von der Regierung zur Erholung von Arbeitern betrieben wurde. Es gab heiße Mineralquellen. Jetzt, Mitte April, war noch keine Badesaison und man hatte kurzfristig Personal beschafft, um die Flüchtlinge zu emp- fangen. Wir wohnten dort in kleinen Häusern. Für Paare gab es einen eigenen Raum, wäh- rend Einzelpersonen zu zweit einen Raum beziehen mussten - mit Ausnahme unseres Priesters, dem ein eigener Raum zugestanden wurde. Die Mineralbäder waren noch außer Betrieb, aber wir konnten die Badehäuser

benutzen, um zu baden und unsere Kleidung zu waschen. Unsere Zimmer hatten altmodische Waschschüsseln und kein fließendes Wasser.

Das Essen wurde in einem großen Speisesaal serviert, der zu jeder Mahlzeit überfüllt war. Ich bot mich sofort freiwillig als Hilfe in der Küche und zum Servieren an. In der Küche wurde ich nur einmal zum Säubern von Gemüse gebraucht, aber fast zu jeder Mahlzeit half ich beim Servieren im überfüllten Speisesaal. Da ich schlank und biegsam war, konnte ich mich in den engen Zwischenräumen inmitten der Tische rascher bewegen als die fülligeren schwedischen Frauen. Als Belohnung, so nehme ich an, erlaubte man mir, mehrmals kostenlos mit unseren schwedischen Freunden zu telefonieren, damit wir bald entlassen werden konnten. Einmal kam ein großer Lastwagen, ausgestattet wie ein Verkaufsladen, wo wir Zahnpasta, Seife, Zigaretten, Schokolade usw. kaufen konnten. Die Vorräte des Wagens waren bald veräußert bei so vielen Menschen, die diese Dinge für lange Wochen hatten entbehren müssen. Nach drei Wochen waren Paul und ich, unser Priester und ein anderer junger Mann die Ersten, denen erlaubt wurde, das Lager zu verlassen. Unsere schwedischen Freunde hatten sich für uns verbürgt.

Im Zug nach Stockholm eröffnete uns unser Priester, dass er in einem kleinen Kloster in Stocksund bleiben wolle, einem Vorort oberhalb Stockholms. Zufälligerweise war das auch unser Ziel, weil ein Onkel von mir mit seiner Frau zu dieser Zeit dort lebte und uns ein möbliertes Zimmer in der Nähe beschafft hatte. Unser Priester wollte sich jetzt dafür erkenntlich zeigen, dass wir ihn unter unsere Fittiche genommen hatten. Während der Zeit im Lager hatte ich ihm seine Kleidung gewaschen und seine Socken gestopft. Er lud uns ein, ihn am nächsten Tag zu besuchen. Das Kloster war nur eine Haltestelle weit entfernt, weshalb es leicht war, dorthin zu gelangen. Am nächsten Tag kamen wir zur Teezeit, wie versprochen. Er stellte uns der Mutter Oberin vor und erzählte ihr von uns. Als sie hörte, dass wir gärtnerische Erfahrung hatten, engagierte sie uns auf der Stelle, damit wir einen Gemüsegarten anlegen

und das große parkähnliche Besitztum in Ordnung halten sollten. Glücklicherweise hatte der schwedische König gerade genehmigt, dass alle Flüchtlinge aus Norwegen und Dänemark eine Arbeitserlaubnis in Schweden bekamen. So waren wir in der Lage, schon am folgenden Tag zu beginnen.

Die Nonnen waren so nett zu uns. Besonders eine sehr junge aus Holland, die sich um ihre eigene Familie große Sorgen machte. Sie meinten, wir sähen "so dünn" aus und fütterten uns mit fünf Mahlzeiten am Tag. Wir nahmen das dankbar an, denn das Essen im Lager war zwar angemessen, aber nicht mehr. Natürlich war unser Verdienst niedrig, gerade ausreichend für die Straßenbahn und unsere Miete, aber mit all dem guten Essen brauchten wir nichts weiter. Motiviert durch die uns gezollte Anerkennung, arbeiteten wir sehr hart in unserem Job. An einem Tag hatte ich die Hecke zu schneiden. Es war eine lange Hecke und die Schere war ziemlich schwer, aber ich hielt durch, sehr befriedigt über das Ergebnis. In der Nacht dachte ich, meine Arme würden abfallen. Aber am nächsten Tag war ich doch in der Lage, zur Arbeit zurückzukehren.

Sonntags gingen wir oft in Museen und Galerien. Kurz vor dem Krieg hatte Paul eine Ausstellung mit Aquarellen in der Galerie "Faerg och Form" in Stockholm gehabt. Man wünschte, dass die unverkauften Arbeiten noch eine Zeitlang dort blieben, denn man hoffte, später mehr zu verkaufen. (Diese unverkauften Werke kehrten 38 Jahre später zu mir zurück, als Freunde aus Evanston ihre schwedischen Freunde besuchten. Sie entdeckten die Galerie, obwohl sie einen neuen Eigentümer hatte und zweimal umgezogen war. Im Lager fand man wundersamerweise eine Rolle mit Pauls Namen. Niemand wusste mehr, wer Paul war oder wo er lebte, aber in dem Paket waren diese Bilder, und unsere Freunde brachten sie mir mit - eine mich bewegende Wiederkehr, weil Paul neun Jahre zuvor gestorben war.) Wann immer wir zum amerikanischen Konsulat mussten oder andere Besorgungen erledigen wollten, die mit unserer Reise zusammenhingen, bekamen wir einen Tag frei. Bei einem dieser Besuche in Stockholm sahen wir die Nachrichten, die als

Laufschrift auf einem Zeitungsgebäude über ein Schriftband rollten. Frankreich war gefallen, Paris war in deutscher Hand, die Nazis hatten die Macht und es gab kein Anzeichen, dass Hitler besiegt werden würde. Wir waren geschockt - ich glaube, ich weinte. Um etwas mehr Geld zu verdienen, arbeitete ich gelegentlich Sonntags als Putzfrau für eine Familie in Stocksund. Inzwischen sahen die Anlagen des Klosters sehr gut aus und das Gemüse stand hervorragend. Auf dem Besitztum gab es eine schöne, alte Villa, die von den Nonnen als Zwischenstation für wiederhergestellte geistesranke Patienten eingerichtet wurde, die dort mit ihren Familien blieben, bevor sie wieder in das Alltagsleben zurückkehrten.

Diese Familien freuten sich besonders über die gut gepflegten Gärten und interessierten sich sogar für das wachsende Gemüse. Dieser Gemüsegarten war unsere spezielle Freude, er gedieh großartig. Als wir nach Moskau abreisten, was Anfang Juli war, gab es schon viel zu ernten. Ich kann mich seltsamerweise nicht an unsere Empfindungen erinnern, als wir Schweden verließen. Nicht einmal an unseren Abschied von den Nonnen, von unseren Freunden und von meiner Tante und meinem Onkel in Stocksund. Es wird wohl eine Mischung von Bedauern und aufgeregter Vorahnung gewesen sein, gemischt mit der Befürchtung, dass zuguterletzt noch etwas schief gehen könnte. Diese Erzählung gibt insoweit lediglich trockene Tatsachen wieder. Sie schildert nicht, was wir dabei empfanden. Wir hatten Oslo im Glauben verlassen, bald zurück zu sein. Alles, was wir besaßen, war in der kleinen Wohnung dort. Alle Bilder von Paul, sein Malzeug, meine Skulpturen. All unsere Kleidung, Teppiche und einfachen, aber nützlichen Möbel. Dabei auch ein Sekretär von meiner Urgroßmutter, eine Nähmaschine meiner Großmutter und vor allem jede Menge an Büchern. Die beiden Erbstücke, einige Bücher, Bilder und Plastiken fanden nach dem Krieg dank Karl Eide den Weg zu uns.

Während unserer Flucht wurde es uns täglich mehr und mehr klar, dass wir nie mehr zurückkehren würden und möglicherweise niemals mehr irgend etwas von unseren Sachen wiedersehen würden. Natürlich hatten unsere

Freunde, die Eides, unseren Schlüssel und würden wahrscheinlich versuchen, einiges von den Dingen zu retten. Unsere Miete war bis zum Mai bezahlt und wir vertrauten auf Karl Eide, einen aufrechten Geschäftsmann (und Sonntagsmaler), dass er das Richtige tun würde - was er auch tat. Aber die Ungewissheit und Gefahr, der wir ins Gesicht blickten, ganz zu schweigen von der Erschöpfung, Kälte und Furcht während dieser Wochen bevor wir nach Schweden kamen, ist nahezu unbeschreibbar. Nur Pauls gutes Urteilsvermögen und seine Standhaftigkeit brachten uns durch.

Einmal in Stockholm und in der Lage zu arbeiten, bemühten wir uns sofort um Kontakt mit dem amerikanischen Konsulat in der Hoffnung, dass unsere Visa uns bald erreichen würden, vielleicht im Diplomatengepäck von Oslo. Aber die Verbindungen waren im Augenblick total abgeschnitten. Der amerikanische Konsul empfahl uns, uns so nahe wie möglich an die Vereinigten Staaten zu begeben und dort auf unsere Visa zu warten. Wir suchten einen Weg zu finden, um das zu bewerkstelligen. Während dieser Zeit wollte kein Land jemandem ein Durchreisevisum geben, der nicht ein gültiges Aufenthaltsvisum am Ende vorweisen konnte. Aber wie sollten wir das bekommen? Wir versuchten dieses und jenes, es schien hoffnungslos. Zum Schluss brachte uns Pauls Schwägerin mit einem ihrer entfernten Verwandten, Ragnar Schlyter, in Verbindung, der in Schweden Konsul von Haiti war. Durch ihn bekamen wir ein Aufenthaltsvisum für Haiti, und das ermöglichte uns, alle übrigen benötigten Durchreisevisa zu bekommen: für Russland, Japan und Panama. Durch Hinterlegung unserer Spargbücher als Sicherheit waren wir in der Lage, uns genug Geld zu borgen, um unsere Dritter-Klasse-Fahrkarten nach Moskau, durch Sibirien, nach Japan und über den Pazifik nach Panama zu kaufen. Dort, so hofften wir, würden uns unsere Visa einholen, und es würde uns dann erspart, nach Haiti zu reisen. Letztlich klappte dies dann auch, nachdem wir unseren Aufenthalt in Panama verlängern konnten.

Nachsatz: Wir wurden gefragt: haben sich die Norweger nicht gewehrt? Natürlich taten sie es und starben auch. Aber Norwegen war ein total

friedensorientiertes Land und seine kleine, unerfahrene Armee, die niemals in einem Krieg hatte kämpfen müssen, war kein Hindernis für Hitlers bestausgerüstete, kriegserfahrene Streitmacht. Selbst die Alliierten konnten nichts ausrichten ohne amerikanische Hilfe. Mehrere Monate nachdem wir Sigrid Undset zum ersten Mal in einem Luftschutzkeller in Lillehammer sahen, trafen wir sie in einer Straße in Kobe, Japan. Sie befand sich ebenfalls auf der Reise in die USA (aber ausgerüstet mit einem Visum!). Dort erfuhren wir, dass ihr Sohn während der Kriegshandlungen getötet worden war.

Im Dritter-Klasse-Abteil durch Sibirien

Im Frühjahr 1940 schlug in Europa der Krieg mit erneuter Gewalt zu. Anfang April besetzten die Nazis Dänemark und Norwegen und ein wenig später die Niederlande, Belgien und Frankreich. Viele Menschen, die vor Hitler in diesen Ländern Zuflucht gesucht hatten, saßen in der Falle. Paul und ich konnten von Norwegen nach Schweden fliehen, von wo wir nach etwa zwei Monaten aufbrachen, dem guten Rat des US-Konsuls in Stockholm folgend, um uns zu bemühen, so nahe wie möglich an die Vereinigten Staaten heranzukommen. Wir hatten uns seit zwei Jahren um Visa bemüht und sollten sie in der folgenden Woche erhalten, als die Invasion begann. So mußten wir ein Land finden, das uns kurzfristig so lange aufnehmen würde, bis wir unser Einreisevisum in die Vereinigten Staaten erhielten. Das einzige Land, das sich dazu bereit erklärte, war Haiti. Auf dem Weg dorthin wurde uns in Panama ein vierwöchentlicher Aufenthalt zugestanden. Wir hofften, daß uns dort die Visa erreichen würden, damit wir den Umweg über Haiti nicht machen mußten. Zuguterletzt gelang uns das auch so, aber das wußten wir noch nicht, als wir Stockholm verließen auf dem Weg nach Moskau, der ersten Station unserer Reise. Schwedische Freunde liehen uns das Reisegeld, gerade genug, um Fahrkarten dritter Klasse zu kaufen. In Schweden konnten wir damit unseren Lebensunterhalt verdienen, daß wir den Garten eines kleinen Klosters in der Nähe von Stockholm pflegten. Dort wurden wir zwar sehr gut gepflegt, aber erhielten nur wenig Lohn, so dass

wir auf die Leihgabe unserer Freunde angewiesen waren. Um in der Sowjetunion zu reisen, mußte man im voraus ein Intourist-Gutscheinheft erwerben. Neben den Zugbillets gab es für jede Hotelübernachtung und jede Mahlzeit einen eigenen Gutschein. Weil Rußland gerade Riga besetzt hatte, mußten wir von Stockholm nach Moskau fliegen. In einer winzigen zwölfsitzigen Maschine war es unser erster Flug überhaupt.

Sofort nach der Landung übernahm ein Intourist-Führer unsere Betreuung. Als wir in einem Hotel für diese Nacht untergebracht wurden, vier Personen in einem Zimmer, fanden wir heraus, daß wir zu einer vierzigköpfigen Gruppe gehörten, fast alles Europäer mit Ausnahme von zwei Amerikanern. Der Sibiren-Express, der uns nach Wladiwostok bringen sollte, fuhr wöchentlich nur zweimal. Deshalb mußten wir auf seine Abfahrt warten. Ich glaube, wir blieben zwei Tage in Moskau. Wir durften gruppenweise nach eigenen Wünschen Besichtigungsausflüge unternehmen. Paul und ich hatten das Glück, einige Stunden in einer berühmten Sammlung zeitgenössischer Kunst zu verbringen, die noch immer in dem eleganten kleinen Palast untergebracht war, wo der Graf sie einst gesammelt hatte. Wir besuchten auch den Kreml und andere Museen und spazierten durch die Stadt, immer begleitet von einer jungen Führerin und zwei britischen Ingenieuren von unserer Gruppe, die unsere Interessen teilten. Eines Abends konnten wir den Zug dann besteigen. Paul und ich hatten so wenig Gepäck, daß es für uns leicht war, aber eine aus unserer Gruppe, die schwedische Schauspielerin Signe Hasso, die auf dem Weg nach Hollywood war, verlor einige ihrer Koffer. Das wurde erst bemerkt, als wir schon längst unterwegs waren. Aber unser Führer auf dieser Reise, ein Student, der alle wichtigen Sprachen fließend beherrschte, ermöglichte es, daß die Taschen mit dem nächsten Zug ein paar Tage später eintrafen. Unser Zug war sehr lang. Zweite und erste Klasse befanden sich vorn, nicht weit hinter der Lokomotive. Dann kam der Speisewagen, dann alle die Dritte-Klasse-Wagen, Wagen an Wagen an Wagen besetzt mit russischen Reisenden und schließlich am allerletzten Ende unser Wagen. Paul und ich waren im vorletzten Abteil unter-

gebracht, zusammen mit einer schwedischen Dame. Im letzten Abteil befanden sich die beiden britischen Ingenieure, ein Amerikaner mittleren Alters, der bei einem Besuch seiner Verwandten in Norwegen von der Invasion überrascht worden war, und ein neunzehn Jahre alter amerikanischer Seemann der Handelsmarine, dessen Schiff vor der norwegischen Küste torpediert worden war. Wir sieben waren die einzigen Nicht-Russen in der dritten Klasse. Schon bei unserer ersten Mahlzeit gewahrten wir, daß der Ausdruck "Dritte Klasse" nur in Bezug auf unsere Unterbringung zu verstehen war. In jeder anderen Beziehung wurden wir nicht anders als die übrigen Nicht-Russen behandelt. So wurden Alle unserer Gruppe eingeladen, unsere Mahlzeiten mit den anderen Erste-Klasse-Passagieren einzunehmen. Wir wurden vor den vielen hundert Russen bedient, welche den Speisewagen erst betreten durften, wenn wir vierzig fertig waren. Wir vom letzten Wagen mußten uns unseren Weg durch die Korridore bahnen, Wagen nach Wagen vollgepackt mit Menschen - es schienen Tausende.

Von unserer kleinen Gruppe konnten allerdings nur sechs in den Speisewagen gehen, weil unser junger Seemann kein Geld besaß, sich die Essensgutscheine zu kaufen. Aber wir fanden einen Ausweg. Die Mahlzeiten waren zwar einfach, aber reichlich, und es war immer genug Schwarzbrot, Aufschnitt, saure Sahne und Preisselbeersauce auf dem Tisch, um die monotonen Mahlzeiten zu ergänzen. So konnten wir sechs genügend Butterbrote machen, mit allem, was wir kriegen konnten und unsere Taschen damit vollstopfen, um unserem hungrigen jungen Reisegefährten etwas Nahrung mitzubringen. Heißen Tee gab es sowieso immer umsonst von unserem Schaffner, einem freundlichen jungen Russen. Er bediente, so glaube ich, nur die beiden letzten Wagen und umsorgte uns mütterlich, obwohl wir uns nur in Zeichensprache mit ihm verständigen konnten. (Außer den paar russischen Wörtern, die wir unterwegs aufgeschnappt hatten.)

Natürlich gab es auch noch unseren mehrsprachigen Führer, der zeitweilig nach uns schaute, um sich zu überzeugen, daß es uns gut ging, und daß wir alles hatten, was wir benötigten,

der auch unserem Schaffner bei Bedarf übersetzte und uns außerdem ein paar Worte Russisch mehr beibrachte.

Die meiste Zeit verbrachte er natürlich mit den Passagieren der ersten und zweiten Klasse. Er schaffte es, Signe Hasso in Wladiwostok mit ihrem verlorengegangenen Gepäck zu vereinen, und es war offensichtlich, daß er sich in sie verliebt hatte. Die ersten zwei Tage und Nächte fuhren wir durch mehr oder weniger industrielle Gebiete. Wir hielten gelegentlich in verschiedenen Städten wie Nijnij-Nowgorod und anderen, was nicht sehr interessant war. Während des Tages hatte jeder von uns einen Eckplatz in dem Sechserabteil. Da wir nur drei Personen in unserem Abteil waren, war immer ein Eckplatz frei, so daß manchmal während des Tages eine oder zwei Personen die Erlaubnis erhielten, zwischen Zusteigbahnhöfen bei uns im Abteil zu sitzen. Nachts wurden von der oberen Wand zwei Klappen heruntergelassen, die als Kojen dienten, so daß sich vier Leute ausstrecken konnten. Zwei auf den unteren Bänken, zwei auf den Kojen. Unter den Sitzen war Stauraum für Matratzen und Kissen, vielleicht auch für Decken. Daran kann ich mich nämlich nicht mehr so genau erinnern, weil ich die Nächte stehend im Gang verbrachte. Ich bin sehr allergisch gegen Insektenbisse, und sobald ich versucht hatte, mich in der ersten Nacht hinzulegen, wußte ich: da waren Wanzen (deren Bekanntschaft hatte ich schon vor neun Jahren in unserer ersten Nacht in Paris gemacht). Obwohl ich verschiedene Schachteln mit Insektenpulver bei mir hatte, welche mir und unseren Mitbewohnern in Moskau gute Dienste leisteten, fühlte ich mich nicht sicher genug und schaute mir lieber das Zwielflicht des sommerlichen Nordhimmels aus dem Korridorfenster an. Nachdem die Matratzen weggepackt waren, bestäubte ich die Bänke mit meinem Insektenpulver und konnte so tagsüber hin und wieder ein wenig schlafen. Dann stellte ich fest, daß wir Glück hatten, in der dritten Klasse zu sein und nicht in der gepolsterten Ersten oder Zweiten, wo man auch tagsüber von Wanzen bedroht war.

Je weiter wir fuhren, desto interessanter wurde die Landschaft. Kurz nach Tomsk waren wir in

Sibirien. Hier waren die Sommer kurz, aber intensiv - und es war Anfang Juli. Die hellen Mitsommernächte ließen Blumen und Früchte sehr schnell wachsen. Wir konnten kaum glauben, welche Unmengen von Iris es in allen verschiedenen, unwahrscheinlichen Farben gab. Angefangen vom reinsten Weiß, zartem Beige, feinem Neapel-Gelb zu leuchtendem und immer leuchtenderem Orange, Rot und Blau und glühendem Lila bis hin zu einem Violett, das so dunkel war, daß es fast schwarz wirkte. In der Nähe sah man kleine Haine von dünnstämmigen Birken, wahrscheinlich die einzige Baumart, die in der kargen Erde und dem harten Klima gedeihen konnte. Und sogar die konnten sich nicht zur ganzen Stärke entwickeln. Neben der Irisfülle auf den Wiesen und entlang den kleinen Flüssen war die Böschung neben den Schienen übersät mit kleinen wilden Blumen und wilden Erdbeeren. Unser Zug hielt öfters auf freier Strecke. Manchmal war es ein Begegnungspunkt, wo wir auf den Gegenzug warten mußten, bevor wir unsere Reise auf dieser eingleisigen Strecke fortsetzen konnten. Manchmal konnten wir keinen Grund für das Anhalten erkennen, aber öfter und öfter sprangen einige Russen, meist jüngere Männer, aus den benachbarten Abteilen unseres Wagens vom Zug, kletterten die Böschung hinauf und kehrten mit einem Strauß von kleinen Wildblumen oder einer Handvoll duftender Erdbeeren zurück. Merkwürdigerweise fuhr der Zug dann langsam wieder an, ohne jedoch auch nur ein Signal zu geben. Wenn wir auf dem Weg zum Speisewagen an unseren russischen Mitreisenden vorbeikamen, sahen wir viele Abteile mit frischen Blumen in Teegläsern oder Bechern geschmückt. Schließlich waren diese kleinen Räume für zehn Tage unser Zuhause und konnten etwas Verschönerung vertragen.

-

Als wir einmal bei einem erneuten Halt unsere Nachbarn aus dem Wagen springen sahen, und sie die blühende Böschung emporkletterten, beschloss Paul, auch mir einen solchen Blumenstrauß zu bringen und vielleicht sogar ein paar Beeren. Bevor ich wußte, was geschah, war er schon draußen, den steilen Bahndamm hinauf, höher und weiter weg als die Anderen und begann zu pflücken, völlig versunken in die Fülle von Farben und Düften.

Es verstrichen nur Minuten, als ich die anderen Männer zurücklaufen sah und der Zug sich in Bewegung setzte. Panik überfiel mich, ich schrie, bis Paul sich endlich aufrichtete. Er bemerkte, daß der Zug sich bewegte und kam heruntergerannt. Glücklicherweise hatte unser netter Schaffner alles mitbekommen und stand an der offenen Tür des letzten Wagens bereit, Paul zu helfen. Paul, der ein guter Athlet war, rannte und sprang, während unser Schaffner sich so weit wie möglich aus dem Abteil lehnte, sich mit einer Hand am Griff festhielt und mit der anderen Paul glücklich in den Zug hereinzog. Wahrscheinlich vergingen nur Sekunden, aber für mich war es eine Ewigkeit, und mein Herz stand fast still. In meinem Geiste sah ich Paul schon in dieser Wildnis ohne Paß, ohne Geld, ohne Sprachkenntnisse und viele Tage kein vorbeikommender Zug. Sicherlich würde unser Schaffner die Notbremse gezogen haben, wenn er es nicht geschafft hätte, Pauls Hand zu ergreifen. Aber das ging mir erst viel später auf. Diese beklemmenden Momente, die mir so unendlich lang erschienen, gruben sich für den Rest meines Lebens in mein Gedächtnis ein.

Kurz nach diesem Zwischenfall hielt unser Zug an einer Station bei einem Dorf, wo zwei große junge Männer zu uns dreien ins Abteil stiegen. Sie wollten am nächsten Bahnhof einige Stunden später wieder aussteigen. Diese Station war Byrobidjan, eine neue jüdische Siedlung. Da sie Jiddisch sprachen, das dem alten Deutsch verwandt ist, konnten wir uns miteinander verständigen. Sie waren wirklich lustig und vielleicht auch ein bißchen betrunken. Sie versuchten, uns zu überreden, mit nach Byrobidjan zu kommen, um dort zu leben: "Warum wollt ihr nach Amerika gehen? Hier ist es viel schöner" (in Sibirien !!!). Natürlich war das nur ein Scherz. Ich vergaß, zu erwähnen, daß es noch einen Mann im Zug gab, der ab und zu bei uns vorbeikam, anscheinend ein Beamter. Als einziger trug er bei dieser Hitze einen Hut, was sonst niemand tat. Er war so etwas wie eine Aufsichtsperson, aber sprach nur russisch, so daß er, wenn er mit uns reden wollte, unseren Übersetzer brauchte. Wir sieben nannten ihn den "Kommissar". Als also die zwei jungen Juden in unser Abteil gekommen waren, kam der Kommissar ein paarmal vor-

bei, um mit ihnen zu reden, anscheinend recht freundlich. Kurz nach seinem letzten Besuch erreichten unsere jungen Gefährten ihr Ziel und verließen händeschüttelnd und winkend den Zug. Nicht lange darauf kam der Kommissar schon wieder vorbei, offenbar, um zu überprüfen, ob sie dort, wo sie aussteigen sollten, auch ausgestiegen waren. Aber diesmal war er ohne Hut und blickte suchend in alle Abteile und jede Ecke, wobei er offenbar etwas suchte: seinen Hut. Er mußte ihn auf unserer Bank liegengelassen haben, während er mit den jungen Männern sprach. Im Rußland von 1940 war ein Hut ein sehr wertvoller Gegenstand, ein Symbol für Reichtum und Status. Irgendwie müssen ihn unsere jungen Freunde weggezaubert haben, wahrscheinlich, um ihn im nächsten Dorf für eine Flasche Wodka zu versetzen. Nachdem unser Kommissar nun wie jeder andere hutlos war, büßte er auch viel von seiner Autorität ein. Schon bald danach wurde die Landschaft wunderschön und eines Morgens zwischen drei und vier Uhr in der Früh passierten wir den Baikalsee. Die Sonne war schon aufgegangen und tauchte den Morgennebel über dem See in geheimnisvollen Schimmer. Jetzt war es nicht mehr weit bis zu unserem Ziel, und wir erreichten Wladiwostok ohne weitere Zwischenfälle.

Hier noch einige Fußnoten:

Unsere Mitbewohner in dem Moskauer Hotel (auf vier Matratzen auf dem Fußboden) waren Fritz und Tilde Schlenk, ein junges deutsches halbjüdisches Ehepaar (so wie wir). Sie hatten ihre USA-Visa und würden die Vereinigten Staaten lange vor uns erreichen. Er war ein Wissenschaftler, der dort zu der Zeit sehr begehrt war. Sie ließen sich in der Nähe von Chicago nieder, weil er bei den Argonne-Laboratorien Arbeit bekam, und als wir nach Chicago zogen, sahen wir sie wieder, viele Jahre nach unserer gemeinsamen Zugfahrt (aber sie reisten in der zweiten Klasse). Eine andere Fußnote über den "Kommissar": Im Abteil neben uns auf der rechten Seite befand sich eine russische Familie mit einer Tochter, die ungefähr zwanzig war. Eines nachmittags, als es besonders heiß und schwül war, wurde sie ohnmächtig. Ich war gerade im Gang, sah es und holte schnell mein Kölnisch Wasser, das mir Freunde für die Reise geschenkt hat-

ten. Ich tränkte damit ein Taschentuch und gab das dem Mädchen zum Einatmen. Es half ihr wirklich, aber in diesem Moment kam der Kommissar vorbei, verscheuchte mich und beschimpfte die russische Familie, daß sie Hilfe von einem Nichtrussen angenommen hatte, was ein Zeichen von Schwäche oder Unzulänglichkeit sei. Wenigstens war das unsere Interpretation. Unser Aufenthalt in Wladiwostok war kurz, aber unvergeßlich. Mehr darüber später.

Wladiwostok

Als wir vierzig nichtrussischen Passagiere des Trans-Sibirien-Expreß an einem heißen Julitag im Jahre 1940 in Wladiwostok eintrafen, wurden wir sofort in einem einfachen, aber sauberen Hotel untergebracht. Am nächsten Morgen würden sich unsere Wege trennen. Die meisten von uns waren auf dem Weg nach Nord- und Südamerika, doch ein junges englisches Ehepaar mit einem kleinen Baby und die beiden britischen Ingenieure, die zu unserer kleinen Gruppe in der dritten Klasse gehörten, hofften, trotz der U-Boote im Atlantik nach England zu gelangen. (Vielleicht sind sie aber auch in Kanada gelandet.) Ein paar Leute wollten nach China. Schanghai war zu dieser Zeit ein begehrtes Ziel für Menschen, die vor Hitler flüchteten. Wir Restlichen sollten ein Schiff besteigen, das entlang der koreanischen Küste nach Tsuruga fahren sollte, dem nördlichsten japanischen Hafen. Von da an würde jeder seinen eigenen Weg gehen.

Als wir uns alle am nächsten Morgen zum Frühstück versammelten, gab unser Führer bekannt, dass unser Schiff mehrere Tage verspätet sei, und dass wir hier in Wladiwostok auf seine Ankunft zu warten hätten.

Panik überfiel uns !!! Alle unsere Intourist-Gutscheine waren mit diesem Frühstück aufgebraucht. Da jede Übernachtung und jede Mahlzeit im voraus bezahlt war, sorgfältig Tag für Tag abgezahlt, konnten wir uns keine Verspätung erlauben. Niemand hatte russisches Geld. Das war nicht erlaubt, und einige, wie der junge amerikanische Seemann sowie Paul und ich, hatten keinen Pfennig zuviel, nur unsere Fahrkarten und ein Minimum. Was

würde auf uns zukommen? Vielleicht landeten wir alle im Gefängnis?

Aber dann schlug unser Führer vor, uns am Mittag noch einmal zu treffen. Er hoffte, bis dahin eine Lösung gefunden zu haben. In der Zwischenzeit durften wir das Hotel nicht verlassen, weil Wladiwostok einen Militärhafen hatte und sich im Kriegszustand befand (zu diesem Zeitpunkt waren Stalin und Hitler noch befreundet). Im Hotel hatten Paul und ich ein kleines Zimmer im Untergeschoss ganz für uns allein. Es hatte ein vergittertes Fenster. Trotzdem war es uns möglich, in Straßenhöhe herauszuschauen, und so nutzten wir die Zeit bis zum Mittag, um die vorbeikommenden Leute zu zeichnen. Jeder war nervös, als wir uns mittags trafen. Als wir alle beisammen waren, erschien unser Führer mit strahlendem Gesicht. Er verkündete, es sei ihm gelungen, die Behörden zu überzeugen, dass wir ohne eigenes Verschulden in diese Situation geraten seien. Es wurde verfügt, dass wir uns bis zur Ankunft unseres Schiffes als Gäste der Sowjetunion betrachten durften. Übernachtung und Verpflegung mit ausgezeichneten Mahlzeiten (welch ein Unterschied zu dem einfachen Essen im Zug!) und sogar Unterhaltung würde alles vom Staat getragen.

Zum Auftakt wurden wir zu einer Aufführung eines berühmten Chinesisch-Russischen Zirkus am selben Abend eingeladen. Langanhaltender Applaus folgte dieser Ankündigung und Erleichterung und Freude füllten den Raum. Allerdings gab es die Bedingung, dass niemand das Hotel allein, sondern nur in Gruppen und mit Führer verlassen durfte. Nun aber, nachdem unsere unmittelbare Zukunft gesichert war, konnten wir ein gutes Abendessen genießen und den wirklich außergewöhnlichen Zirkus mit erstaunlichen Akrobaten und haarsträubenden Bären-Dressurakten.

Unser Führer war ebenfalls glücklich, denn er durfte Signe Hasso zu dem Zirkus begleiten und ihre Gesellschaft den ganzen Abend genießen. Am dritten Morgen kam unser Schiff und wir konnten abreisen, wobei wir wegen dieses Erlebnisses mit mehr Vertrauen in die Zukunft blickten.

Über den Pazifik und weiter

Mitte Juli 1940 hatten Paul und ich Schweden verlassen, um den nächsten Teil unserer Odyssee über Moskau mitten durch Sibiren nach Japan und Panama zu beginnen. Ich erzählte schon von unserer Reise von Moskau nach Wladiwostok. Von diesem russischen Hafen fuhren wir per Schiff die koreanische Küste entlang nach Tsuruga, dem nördlichsten japanischen Hafen. Auf unserem Schiff befanden sich überwiegend Asiaten. Unter den wenigen Nichtasiaten war jedoch ein junges englisches Paar mit einem vielleicht vier Monate alten Sohn. Die Eltern trugen ihn zwischen sich in einem Korb. Dieses hübsche blauäugige kleine Wesen zog die Aufmerksamkeit eines Jeden auf sich, als wir in Tsuruga ankamen. Alle japanischen Frauen in Sichtweite versammelten sich um die junge Familie, betasteten das Baby und wollten alles darüber wissen. Paul und ich bestiegen den nächsten Zug nach Kobe, von wo wir vier Tage später auf einem japanischen Schiff den Pazifik überqueren sollten.

Nachdem wir nach einer sehr schnellen achtstündigen Fahrt in Kobe ankamen, standen wir hilflos mit unserem schäbigen Gepäck auf dem Bahnsteig und wussten nicht, was wir tun sollten. Genau in diesem Moment kam ein distinguiert aussehender Mann mittleren Alters in einem weissen Leinenanzug auf uns zu. Er war ein amerikanischer Geistlicher, ein gewisser Dr. Meyers, der gerade seine Frau und seine Tochter zu einem Zug gebracht hatte, der sie in die kühleren Berge bringen sollte. Er hatte gleich erkannt, was wir waren: völlig verwirrte Flüchtlinge.

Als er erfuhr, dass wir keine Unterkunft hatten, brachte er uns in eine kleine Studentenherberge, die von seiner Kirche geleitet wurde. Die Herbergseltern waren ein japanisches Ehepaar, das Englisch sprach. Ich glaube, es war an einem Freitag, weil uns Dr. Meyers für Sonntagmorgen in seinen Gottesdienst einlud. Natürlich gingen wir aus Höflichkeit dorthin, aber ich erinnere mich an gar nichts, außer, dass es sehr heiß war und wir einen Fächer erhielten. Diese Fächer benutzte jeder ständig, wir eingeschlossen. Wir waren mitten in eine

Hitzewelle geraten - es waren 100 Grad Fahrenheit. Am Morgen nach unserer Ankunft in Kobe sahen wir den norwegischen Konsul vorbeigehen, der in der Nähe unserer Pension lebte. Er war nur mit Shorts bekleidet und trug Sandalen, um den Hals ein schmales Handtuch geschlungen, um den Schweiß aufzufangen. Diese Aufmachung erheiterte uns, aber wir würden es ihm gern nachgemacht haben.

Beim Einchecken bei unserem Reiseagenten erfuhren wir, dass unser Schiff in Indien aufgehalten wurde und es bis zu zehn Tagen Verspätung haben könnte. Wir gingen durch die Straßenmärkte und sahen viele erstaunliche Dinge, wie zum Beispiel Heimchen in kleinen Holzkäfigen, die man in die Fenster hängen konnte. Für Pfennige kauften wir ein paar Zeichenblocks, die sich wie eine Ziehharmonika öffnen ließen, und für zehn Cents ein 1904 erschienenes englisch-deutsches Wörterbuch, das ich noch immer besitze. Wir gingen zu der antiken Stadt Kyoto, um dort die berühmten Tempel zu sehen. Wir wollten auch Nara sehen. Aber obwohl wir schon viele Schutzimpfungen vor unserer Reise in Stockholm bekommen hatten, fehlte eine - ich glaube, es war Typhus oder Gelbfieber. Ohne diese Schutzimpfung durften wir unsere Reise nicht fortsetzen. Als Reaktion auf diese Impfung bekamen wir, vielleicht noch verstärkt durch die Hitze, ein hohes Fieber. Dieses machte unseren Ausflug nach Nara unmöglich, und als es uns wieder besser ging, war unser Schiff endlich eingelaufen.

Einige Eindrücke der zwölf Tage in Kobe: Wir mussten ein paar leichtere Kleidungsstücke finden, besonders Paul mit seinem schweren Tweed, der für Norwegen genau richtig war, aber unmöglich in dieser 100 bis 105-Grad-Hitze. So gingen wir in ein großes Kaufhaus, um etwas Bequemes zu kaufen. Dieses Geschäft hatte eine Klimaanlage, eine neue Erfahrung für uns, und es war richtig kühl, fast kalt. Es war so angenehm, dass wir stundenlang dort blieben. Im vierten Stock nahmen wir in der Cafeteria einen Imbiss zu uns, was auch etwas Neues für uns war. Als wir dann endlich am Nachmittag das Kaufhaus verließen und auf die Straße traten, schlug uns die Hitze wie eine Feuerwand entgegen. Wir rangen nach

Luft, und ich hatte das Gefühl, auf den Bürgersteig geschleudert zu werden. Es dauerte mehrere Minuten, diesen Schock zu überwinden.

Wie ich schon erwähnte, trafen wir eines Tages Sigrid Undset auf der Straße wieder und erfuhren, dass ihr Sohn, der in der norwegischen Armee diente, im Kampf gefallen war. Sie war auch auf dem Weg in die Vereinigten Staaten, aber hatte natürlich ein Visum und konnte direkt weiterreisen, während wir erst nach Panama mussten, um dort auf unsere Visa zu warten. Nachts hatten wir oft ein Schauspiel, welches besonders willkommen und unterhaltend war, während wir mit Fieber im Bett lagen. Es war eine winzige graue Maus mit enorm großen Ohren, ein richtiger Akrobat. Irgendwie gelangte sie auf die Gardinenstange, wo sie die amüsantesten Tänze aufführte.

Das Schiff, das wir bestiegen, war ein alter deutscher Frachter, halb Passagier- halb Fracht. Dieses Schiff wurde den Japanern nach dem ersten Weltkrieg als Wiedergutmachung übereignet. Japan war im 1. Weltkrieg auf Seiten der Alliierten, was ich ganz vergessen hatte. Für einen Ozeanriesen war es recht klein, aber bequem genug. Wir waren zweiter Klasse untergebracht. Das hieß, dass Paul seine Kabine mit drei anderen Männern teilte und ich die meinige mit drei anderen Frauen. Zwei von ihnen waren Mutter und Tochter, auch deutsche Flüchtlinge mit dem Ziel Lima, Peru. Die Dritte war eine Lehrerin, ungefähr in meinem Alter, Marian Thayer von Wilmette, Illinois, die an der japanischen Schule, an der der Kronprinz erzogen wurde, Englischunterricht gab. Sie wurde nach Hause zurückgerufen, weil ihr Vater unheilbar krank war. Später, als man uns an das Art Institute berief, war sie uns eine grosse Hilfe, besonders, als wir nach Wilmette zogen. Hier auf dem Schiff half sie Paul bei seinen Englischstudien, und wir wurden gute Freunde. Fritz und Tilde Schlenk, die wir schon in Moskau getroffen hatten und die die Reise nach Wladiwostok zusammen mit uns gemacht hatten, befanden sich auch auf dem Schiff, allerdings erster Klasse. Ich glaube, sie bestiegen unser Schiff, als wir in Yokohama anlegten, von wo wir in den Pazifik ausliefen.

Das Essen auf diesem unscheinbaren Schiff war sehr gut, und die offenbar von einem Japaner in Englisch verfassten Speisekarten waren für unsere Gespräche eine Quelle der Erheiterung. Ich erinnere mich an ein Menü: "Gebackener Frühling vom Hühnchen".

Einer unserer Tischgenossen - wir saßen an langen, einfachen Tischen - war ein katholischer Priester, schlank und mit Bart, genannt Vater Walters. Er hatte während der Reise einen wichtigen Geburtstag, vielleicht den 75., und Kapitän und Mannschaft bereiteten ihm eine sehr schöne Feier. Zur Mannschaft, die nur aus Japanern bestand, gehörten auch zwei junge Ärzte, von denen einer in Heidelberg studiert hatte. Wir hatten die Gelegenheit, sein Können auszuprobieren, als Paul kurz nach unserem Aufenthalt in Hawaii eine Angina hatte. In Hawaii blieben wir, glaube ich, zwei Tage im Hafen. Die meisten Passagiere gingen zur Besichtigung an Land, aber Paul und ich durften nicht von Bord, da wir keine US-Visa hatten. Was wir nicht bedauerten, denn farbenprächtige Besucher und Verkäufer kamen aufs Schiff. Paul skizzierte emsig all diese interessanten Typen von Menschen und eine von unseren Mitpassagieren brachte uns die aller-saftigste Ananas, die ich jemals gegessen hatte. Kostenpunkt: ein viertel Dollar! Diese Mitreisende, eine amerikanische Dame mittleren Alters, schenkte mir ein altes Sommerkleid. Ich begann rasch, es mir zurechtzuschneiden. Dieses Kleid war sehr praktisch, während wir nach Süden fuhren. Ich wünschte, ich hätte es schon in Japan gehabt!

Nachdem wir Hawaii verlassen hatten, gerieten wir in schlechtes Wetter. Wir hatten neue Passagiere und Fracht aufgenommen. Ein weiterer Passagier kam in Pauls Kabine. Paul bot dem Neuankömmling natürlich seine Koje an und schlief auf der Couch unter dem Bullauge. Während der Nacht, als die Wellen hoch gingen, schlug eine durch das Bullauge, das wahrscheinlich nicht fest verschlossen war. Auf jeden Fall wurde Paul völlig durchnässt. Da er die anderen nicht stören wollte, blieb er unter seinem nassen Laken liegen. Nach etwa zwei Tagen bekam er dann hohes Fieber und eine Angina. Das war, als wir die Bekanntschaft mit den zwei Doktoren machten. Der Ältere, der in

Heidelberg studiert hatte, war wirklich ausgezeichnet und hatte Paul so gesund bekommen, dass er an Deck stehen konnte, als wir in San Franzisko anlegten und die US-Inspektoren an Bord kamen, um zu überprüfen, ob es irgendwelche kranken Menschen an Bord gab. Nach dieser Untersuchung konnten die Passagiere mit Ziel San Franzisko das Schiff verlassen. Später, in San Diego, konnte man ohne weitere Formalitäten ausschiffen. Wir allerdings durften unseren Fuss noch nicht auf amerikanischen Boden setzen, aber mit unseren Transitvisa nach Panama war es uns möglich, in Mexiko und in Nicaragua an Land zu gehen. In Mexico war es der kleine Hafen von Monterey. Unser Schiff lag dort zwei Tage vor Anker und wir gingen an Land. Es gab dort eine kleine, vor Haien geschützte Bucht, wo wir schwimmen konnten, und zum erstenmal sahen wir Pelikane außerhalb eines Zoos. Sie waren überall um uns herum, ließen sich auf den sanften Wellen schaukeln und tauchten nach Fischen. Der Sand glitzerte wie Gold und an Bord erfuhren wir, dass es eine Art Fischleim, vermischt mit dem Sand war, der ihn so golden erscheinen ließ. Wir sahen wieder etwas Neues für uns: auf der Strasse geröstete Maiskolben, die noch mit Blättern versehen waren, um sie vor dem Verbrennen zu schützen und sie saftig zu halten. Bei einem Aufenthalt in Nicaragua konnten wir am frühen Abend an Land gehen und lange dort bleiben, um das prächtige Feuerwerk zu Ehren des dortigen Nationalfeiertags zu sehen. Menschen in farbenfrohen Kostümen trugen die Feuerwerkskörper auf ihren Rücken, und während sie in einem großen offenen Park tanzten, explodierten die Feuerwerkskörper einer nach dem anderen. Es war aufregend, aber auch etwas beängstigend. Während der vielen kurzen Aufenthalte, die wir entlang der Küste hatten, luden und entluden wir Fracht und ein paar neue Passagiere kamen an Bord.

Die meisten der Amerikaner hatten in San Franzisko oder in San Diego das Schiff verlassen. So gab es weniger Passagiere an Bord. Nach San Diego wurde ein kleines Schwimmbecken aus Segeltuch auf dem Oberdeck aufgebaut. Paul schwamm in seinen Unterhosen, während ich einen improvisierten Zweiteiler trug, den ich mir aus dem mir geschenkten

alten Sommerkleid anfertigte. Nach Nicaragua waren wir bald in Panama. Dort hatte uns mein junger Cousin, Hans J., ein Zimmer besorgt. Als Mathematiker und Statistiker war er bei der panamesischen Regierung angestellt, um bei der 1940 abgehaltenen Volkszählung zu helfen. Unsere Vermieter waren auch Flüchtlinge und unser Zimmer war sehr hübsch. Der obere Teil der Wände war offen, um Luft hindurchzulassen - dies waren bereits die Tropen. Vorrangig für uns war es, den amerikanischen Konsul sofort aufzusuchen, damit er unsere Visa nach hierher anfordern konnte, sobald sie durchkamen. Wir hofften, sie würden eintreffen, bevor unsere vier Wochen lang gültigen Transitvisa ausliefen. Doch es sollte nicht sein. Sieben weitere Wochen vergingen, bis wir endlich unsere Visa erhielten, den magischen Schlüssel, der die Vereinigten Staaten für uns öffnen sollte.

Während dieser sieben Wochen mussten wir jeden Pfennig zweimal umdrehen, da wir mit einem so langen Aufenthalt nicht gerechnet hatten. Glücklicherweise waren die Bananen sehr billig und nahrhaft, und man bekam sie in verschiedener Art. Ein Höhepunkt war es, als uns Hans J. ins Kino einlud, um einen neuen Film zu sehen, : "Vom Winde verweht".

Ein paar Notizen von Panama: Beim Gang durch die Stadt sahen wir in der Mitte eines kleinen Parks eine interessante Statue. Ich ging um sie herum und rannte fast in eine andere Person, eine amerikanische Dame mittleren Alters. Sie begann sofort eine Unterhaltung und innerhalb weniger Minuten kannte ich ihre gesamte Lebensgeschichte. Natürlich war sie auch sehr neugierig, etwas über uns zu erfahren. Paul sass zeichnend in der Nähe. Ich war überrascht über eine solch intime Unterhaltung mit einer völlig Fremden. Bis heute fällt es mir schwer, mehr als ein paar höfliche Worte mit Fremden zu wechseln, gewöhnlich über das Wetter.

Nach etwa vier Wochen in Panama gingen unsere finanziellen Reserven zu Ende, weil wir mit einem solch langen Aufenthalt nicht gerechnet hatten. Ich telegrafierte meinem Cousin Robert in New York, der für uns bürgte und bat um Hilfe. Die Antwort kam schnell,

auch per Telegramm, aber ich musste damit zu einer Bank gehen, um Bargeld zu bekommen. Eine Bank, in der man Englisch sprach, befand sich an der Seite eines kleinen Platzes mit Bänken und spielenden Kindern. Da kein Grund vorlag, dass Paul mit mir kommen musste, nahm ich unsere Pässe mit und ging in die Bank, während es sich Paul auf einer Bank gemütlich machte und spielende Kinder zeichnete. Ich brauchte am Bankschalter etwa fünfzehn bis zwanzig Minuten und als ich herauskam war Paul verschwunden! Ich umrundete den ganzen Platz und versuchte mit meinem begrenzten Spanisch, einen Hinweis zu finden - ohne Erfolg. Endlich, endlich sah ich Paul aus einer der Strassen, die in den Platz führte, an der Seite eines Polizisten kommen. Ich lief ihnen entgegen, erleichtert und beunruhigt zugleich. Der Polizist sprach kein Englisch, aber eins war klar: wir sollten mit ihm zur Wache kommen, wo ein anderer Polizist Englisch sprach, so dass wir unsere Situation erklären konnten. Der Kern der Sache war: in Kriegszeiten wurde die Kanalzone als eine sehr verletzbare Stelle betrachtet und eine Person, die zeichnend und ohne Pass im Park sass, war höchst verdächtig, auch wenn er bloss Kinder zeichnete. Mit meinem Erscheinen und unseren Pässen war alles schnell geklärt und der englischsprechende Polizist wünschte uns viel Glück, als wir gingen.

Dann endlich, nach sieben Wochen des Wartens und Hoffens, bekamen wir unsere Visa und fuhren mit dem Zug den Panamakanal entlang zu dem Schiff, das uns nach New York bringen sollte. Es war ein sogenannter Bananendampfer der United-Fruit-Linie. Die Hauptfracht bestand tatsächlich aus Bananen, aber es gab auch ungefähr zwölf Passagiere. Obwohl dies ein Frachtschiff war, zogen sich die Damen zum Abendessen um, und ich hatte das Gefühl, meine Garderobe sei völlig unpassend. Aber wir waren gehobener Stimmung und glücklich, so dass es mir nicht viel ausmachte. Als wir die Freiheitsstatue im Frühnebel auftauchen sahen, war das ein Moment voller heftiger Gefühlsregung, und ich weiß, dass ich weinte - ich erinnere mich nicht mehr, was Paul empfand. Als wir anlegten, waren mein Cousin Robert und seine Frau

Audrey da, und alles ging reibungslos. Es war der 17. November 1940. Sieben Monate voller Ungewissheit, Angst und Hoffnung kamen zu einem Ende.

Unser erstes Jahr in den Vereinigten Staaten

Wenn ich ein guter Geschichtenerzähler wäre, würde ich dieses bestimmt besser hinkriegen, aber ich will es versuchen. Wir kamen im New Yorker Hafen auf einem Bananendampfer von Panama aus an, wo wir letztlich unsere Einreisevisa für die Vereinigten Staaten erhalten hatten. Sie waren weitergeleitet worden, als die Nazis Norwegen besetzten. Dieser 17. November 1940 war ein milder Tag und für uns das Ende einer sieben Monate langen Reise. Mein amerikanischer Cousin Robert und seine Frau Audrey, die zur Ausstellung der Visa für uns gebürgt hatten, waren am Kai und wir verbrachten unsere ersten Tage in ihrem gemieteten Sommerhäuschen an der Küste von Long Island. Ein paar unvergessliche Erlebnisse aus diesen Tagen: Der kleine Hund meiner Cousine, Penny, verliebte sich sofort in Paul, was uns umso mehr willkommen hieß. Der nächste Tag war ein richtig heißer Tag des "Indiansummer" und Paul bekam den schlimmsten Sonnenbrand seines Lebens - und das am 18. November!

Als nächstes: Audrey wurde von einer Maus in ihrer Küche belästigt. Paul, praktisch und einfallreich, bat um einige Glasscherben, die er in das Mäuseloch steckte und es damit fest abdichtete. Damit fanden die Mäusebesuche ihr Ende. Ich glaube, am nächsten Tag verließen wir die Insel und zogen in ein möbliertes Zimmer, das Robert für uns gemietet hatte. Es lag in einem angenehmen Vorortviertel, in Rego Park, wo zu der Zeit viele der neuen Emigranten aus Mitteleuropa lebten. Die Untergrundbahn war nicht weit. Am nächsten Morgen fuhren wir in die Innenstadt, um uns bei einem der Flüchtlingsbüros als Arbeitssuchende registrieren zu lassen. Das war nicht so einfach, weil die Zeit der Wirtschaftsflaute noch immer nicht zu Ende war. Aber die Direktorin dieses Büros empfahl uns das American Friends Service Committee, denn sie wusste, dass dort gerade ein Kursus für Leute

in unserer Situation begonnen hatte, die Interesse hatten, zu unterrichten. Der Direktor dieses Kurses war Francis Bosworth, kurz "Boz" genannt. Mit unserer Begegnung am nächsten Tag entwickelte sich eine lebenslange Freundschaft. Boz, der eine besondere Ausstrahlung besaß und der überzeugendste Mensch war, den ich jemals traf, hatte es geschafft, einige seiner Freunde, zumeist College-Professoren, zu überreden, in ihrer Freizeit Fächer wie englische Grammatik, amerikanische Geschichte, Literatur und Musik zu unterrichten. Wir trafen uns zweimal in der Woche, glaube ich, und mussten sogar Hausaufgaben machen. Außerdem machten wir Ausflüge zu innerstädtischen Schulen und Niederlassungen.

Die Quäkergemeinde war sehr gastfreundlich. Sie luden die Gruppe zum Kaffee in ihre Häuser ein, wo wir die Möglichkeit hatten, "echte Amerikaner" zu treffen. Bei einem solchen Nachmittagskaffee lernte ich eine junge Bildhauerin, Jo Jenks, kennen. Sie bot mir an, ihr Atelier mit mir zu teilen. Als Ausgleich dafür sollte ich ihr beibringen, wie man in Gips giesst. Für mich wurde das ein richtiger Durchbruch. Ich habe verschiedene Skulpturen dort gemacht und hatte die Möglichkeit, ein paar Portraitaufträge auszuführen. Gleichzeitig begann ich damit, eine Keramikklasse an der Henrystreet-Niederlassung zu unterrichten. Nebenher war ich noch "Putzfrau", einmal in der Woche in der Nachbarschaft, während Paul damit beschäftigt war, Motive auf handgeflechtene, aus dem Orient importierte Papierkörbe zu malen. Wir fanden, es sei eine Schande, diese wundervollen Körbe so zu "verschönern", aber sie verkauften sich nicht gut, und der Importeur, der Chef meines Cousins, fand, dass ein farbenfrohes Motiv eventuell helfen könnte. Offensichtlich stimmte das, denn jede Woche bekamen wir eine Ladung von etwa hundert Körben zum Bemalen. Ich bin überrascht, dass unsere Vermieterin nichts gegen diese "Heimarbeit" hatte. Währenddessen verschaffte mir meine Putztätigkeit wichtige Einblicke in das amerikanische Leben.

Ein Rückblick hierzu: Ich putzte in der Wohnung eines Arztes. Beide, er und seine

Frau, waren italienischer Herkunft und die Dame war hellauf begeistert, als sie erfuhr, dass ich schon Florenz, Venedig, Verona und Mailand besucht hatte. Sie war noch niemals in Italien gewesen.

Nun, wenn ich in einem Haus sauber machte, war mir klar, dass auch die Fenster dazu gehörten. Eines Tages begann ich also, die Fenster zu reinigen. Das Apartment befand sich im sechsten Stock. Als ich die Fenster von innen und außen putzte, bemerkte ich verwundert in den gegenüberliegenden Fenstern Frauen, die eine nach der anderen auf mich zeigten und miteinander redeten, während ich auf dem Fenstersims hockte und mich weit hinauslehrend versuchte, alle Ecken der Fenster zu reinigen. Als ich dies am nächsten Tag einer amerikanischen Bekannten erzählte, lachte die sich halbtot: keine Putzfrau in New York putzt jemals die Fenster, nicht einmal im Erdgeschoss - im 6. Stock ist es Wahnsinn! Die Dame, für die ich arbeitete (für 40 cents die Stunde) hat nie ein Wort darüber verloren, aber danach habe ich nie wieder ein Fenster für sie geputzt. Nach ein paar Monaten in unserem Kursus stellte uns Boz, der sich immer ungewöhnliche Dinge ausdachte, Mrs. Warburg vor, die Grande-dame der Fifth Avenue. Sie kaufte nicht nur ein paar von Pauls Zeichnungen, sondern lud uns auch zum Tee in ihr Apartment ein. Wir waren so naiv, dass wir das ganz normal fanden, aber als wir eintraten, verschlug es uns bei soviel Eleganz und Reichtum den Atem. Zum Tee reichte ein uniformiertes Hausmädchen winzige Sandwiches, manche mit weißem Spargel gefüllt, was mir besonders imponierte.

Die Parties, zu denen wir mit unserer Unterrichtsgruppe normalerweise eingeladen wurden, fanden immer in schön ausgestatteten Häusern mit guten Bildern und grossen Klavieren etc. statt, aber dies war auf einem völlig anderen Niveau. Bald nach diesem Besuch im Mai war der Kurs beendet und wir konnten es kaum erwarten, New York zu verlassen, um unser richtiges amerikanisches Leben zu beginnen. Wir hatten zwei Möglichkeiten: Ein Angebot, als Ehepaar auf dem Grundbesitz eines Professors der Kunstgeschichte von Yale zu arbeiten, oder einer

kleinen Gruppe von Künstlern und Kunsthandwerkern beizutreten, die in einem Heim in einem kleinen Dorf in Massachusetts lebte, wo wir uns auf unsere Kunst konzentrieren konnten. Die Arbeit in Connecticut war verlockend, weil wir dort fünfundsiebzig Dollar monatlich (zusammen) verdienen würden, was damals ein Vermögen war, ausserdem Übernachtung und Verpflegung dazu. Es würde ja nur ein Versuch sein und jede Seite könnte die Vereinbarung lösen, ohne sich böse zu sein. So nahmen wir diese Arbeit mit der Möglichkeit an, gegebenenfalls auf die andere Option zurückzukommen.

Wir hatten ein hübsches kleines Apartment ganz für uns allein. Ich sollte kochen und die Küche versorgen, während Paul draußen tätig sein sollte. Es war eine große Familie: die Eltern, drei erwachsene Kinder, zwei jüngere Kinder, eine Gesellschafterin (eine junge Deutsche, die uns sehr behilflich war) und ein schöner Bernhardiner. Eine Putzfrau kam mehrmals die Woche, um sauberzumachen und zu waschen, aber für die Küche war ich zuständig. Es war ein weitläufiges altes Landhaus. Die große Küche hatte einen Kohleherd und nur einen kleinen Gaskocher auf dem Tisch, um Espresso zuzubereiten. Ich musste rasch lernen, auf einem Kohleherd zu kochen und zu backen, das Feuer während der Nacht nicht ausgehen zu lassen, so dass ich es am nächsten Morgen schnell wieder anfachen konnte. Letztlich war der Frühstückstisch für acht Personen zu decken: mit drei Tellern, zwei Gläsern und Tassen und Untertassen für jede Person. Sehr viel Geschirr! Und der Abwasch natürlich per Hand mit auf dem Herd erwärmtem Wasser. Das Mittagessen vollzog sich einfach, weil gewöhnlich nur die kleinen Kinder, ein Junge und ein Mädchen, und die Gesellschafterin da waren. Es war ein leichtes, zwangloses Mahl, aber das Abendbrot war ein großer Akt. Der Professor aß während der ersten Abende in seinem Club, bis sich die Dame des Hauses meiner Kochkünste versichert hatte. Sie schienen anzukommen - die Familie mochte auch mein Gebäck und meine hausgemachten Allerleis. Doch die Außenarbeiten waren zu anstrengend für Paul, der zu der Zeit sehr schwächig war, und eigentlich wurde es auch für mich ein bisschen zu viel.

Nach einem Monat entschieden wir uns deshalb, aufzuhören, und während der nächsten zwei Wochen buk ich so viel, dass jeder Kekskasten im Haus gefüllt war, bevor wir abreisten.

Eine nachhaltige Erinnerung aus dieser Zeit: An einem unserer freien Tage gingen wir zur Kapelle der Yale-University, wo Picassos Gemälde "Guernica" vorübergehend untergebracht war. Wir hatten das Bild schon 1937 gesehen, als die Farbe noch feucht war. Es hing in dem spanischen Pavillon während der Weltausstellung in Paris. Es jetzt zu sehen, während der Krieg in Europa wütete, Paris unter Naziherrschaft geraten war und meine Eltern im besetzten Dänemark festsaßen, war bei der Macht dieses Bildes fast zuviel. Später natürlich sahen wir es in der MONA, und kürzlich sah ich es erst wieder in Madrid, wohin es zurückgebracht wurde. Jedesmal war es sehr bewegend, aber der Eindruck, den es auf uns zu jener Zeit in New Haven gemacht hatte, war überwältigend. Wir standen von Ehrfurcht und Schauer ergriffen und weinten. Unsere zweite Wahl wurde jetzt Wirklichkeit, als uns Referent Carl Sangree und seine Frau in Connecticut abholten, um uns nach Cummington, Massachusetts zu bringen, wo Dr. Sangree Pfarrer der einzigen Kirche des Ortes und der umliegenden Bauernhöfe war - einer kleinen weißgetünchten Gemeindekirche. Wir sollten in dem Flüchtlingsheim leben, das die Sangrees gegründet hatten. Eine Stiftung, die aus einem schönen alten Haus bestand, Wohnung und Arbeitsplatz für sieben bis acht Künstler und Kunsthandwerker, alles Flüchtlinge aus Mitteleuropa.

Soweit ich mich erinnern kann, waren zwei Ehepaare aus Wien und ein Mann aus Deutschland unsere Mitbewohner in dem kleinen roten Haus. Neben unseren Schlafzimmern erhielten wir eine geräumige Scheune als Atelier mit einem bauchigen mit Holz beheizbaren Ofen. Da es noch Juni war, begannen Paul und ich, einen Gemüsegarten anzulegen, um uns mit Nahrung zu versorgen. Das Heim wurde vom Gemeindevorstand der Kirche unterstützt und die Hausarbeit zwischen den Mitbewohnern aufgeteilt. Aber unser Hauptbestreben galt unserem künstlerischen

Schaffen. Paul und ich arbeiteten mit großer Intensität. Es war, als würden wir von einer angestauten kreativen Kraft getrieben. Bis zum Herbst entstanden genug Werke, so dass wir an eine Ausstellung dachten. Karl Sangree war zwar nur der Pfarrer einer kleinen Landkirche, aber seine Interessen und Ambitionen gingen weit darüber hinaus. Er war wahrscheinlich keine zehn Jahre älter als Paul, weit gereist, an jeder Art Kunst interessiert und mehr Lehrer als Prediger. Er bemühte sich mit viel Geschick darum, die Künstler in unserem Heim zu fördern und ermöglichte mir und Paul unsere erste Ausstellung in diesem Land. Das war Anfang Dezember im Berkshire Museum in Pittsfield, Massachusetts.

Einige Notizen aus dieser Zeit: Paul hatte verschiedene private Schüler und wurde dann gefragt, ob er nicht alle Malklassen an der "Cummington School in the Hills", einer beachteten Sommerakademie, übernehmen wolle. Diese Schule existiert noch heute als Kunstanstalt.

Ich verdiente mir etwas Taschengeld im September beim Äpfelpflücken in einer der großen Plantagen. Eines Tages traf ich eine junge Frau auf der Strasse, die ich ganz gut kannte. Am Tag zuvor war ich gefragt worden, ob ich zu ihrem "bridal shower" (wörtlich: Brautdusche) kommen wollte. Ich wusste nicht genau, was "shower" bedeuten sollte, aber mir wurde gesagt, ich müsse ein kleines Geschenk mitbringen (ich glaube, ich suchte ein kleines Bild von Paul aus). Als ich sie also traf, sagte ich ihr, dass ich mich freuen würde, sie am nächsten Tage bei ihrem "shower" zu sehen. Sie errötete vor Verlegenheit, legte ihren Finger auf die Lippen und sagte: "Bitte sage niemandem, dass Du mir das wegen der "shower" gesagt hast. Das soll eine Überraschung sein und es würde den Anderen den Spaß verderben, wenn ich nicht völlig überrascht sein würde." Ich hatte nie zuvor von einer Überraschungsparty gehört. So war dies eine weitere Lektion in "Americana".

In einer kalten regnerischen Novembernacht hörten wir gegen drei Uhr morgens draußen großen Tumult, dann den Ruf "Feuer, Feuer" und ein Klopfen an der Tür. "Alle gesunden

Männer zur Hilfe in die Feuerwehr" (Es gab noch keine Feuerspritze zu der Zeit; ich hörte, jetzt haben sie eine). Paul, der Jüngste aus der Herbergsgruppe, zog sich schnell so warm wie möglich an und rannte los. Das Feuer war auf einem der Höfe in den Hügeln ausgebrochen, und die Scheune brannte völlig nieder. Die Tiere und das Haupthaus konnten aber gerettet werden. Nach vielen Stunden kam Paul durchnässt und kalt nach Hause. An diesem Tag sprachen mich Leute an, wo immer ich hinging, um mir zu erzählen, wie wundervoll sich Paul verhalten habe. Wie er den Löscheinsatz organisierte, wobei die Wassereimer von Hand zu Hand gereicht wurden, und wie unermüdlich er gearbeitet habe, völlig durchnässt durch den Regen und das überschwappende Wasser. "Er war der Beste von all den Männern."

Dann kam "Thanksgiving", der amerikanischste aller Festtage. Dies war schon unser zweites Fest. Im Jahr zuvor waren wir nur zehn Tage vorher in New York angekommen, und die jüngere Schwester meines Cousins Robert hatte uns in ihr kleines Junggesellinnen-Apartment eingeladen. Sie reichte damals Hühnerschenkel mit Preiselbeer-Sauce und es war ein unvergessliches Festessen! Jetzt, in Cummington, war die ganze Heimgruppe bei den Sangrees eingeladen, und Paul und ich probierten zum ersten Mal Truthahn. Natürlich haben wir drei Heimbewohnerfrauen auch jede etwas gekocht oder gebacken, um sie den guten Dingen auf dem Tisch hinzuzufügen. Zum nächsten Thanksgiving luden wir die Sangrees in unser Heim und 1943 waren Paul und ich schon nach Philadelphia gezogen, um an der Friend's Neighborhood Guild zu unterrichten. Aber jetzt war es noch 1941 und wir arbeiteten fieberhaft an den letzten Vorbereitungen für unsere Ausstellung, die am Freitag, dem 5. Dezember, eröffnet werden sollte. Wir wurden rechtzeitig fertig, und die Ausstellung wurde im Berkshire Museum eröffnet, nur ein Jahr und drei Wochen nach unserer Ankunft in den USA. Für uns war dies ein großer Augenblick. Es kamen viele Leute zur Eröffnung. Die Zeitungen brachten einen langen Artikel (ich habe noch heute einen Ausschnitt davon), und eine ganze Menge wurde bereits verkauft. Die Resonanz war weit größer als unsere Erwartungen! Aber zwei

Tage später, am 7. Dezember, kam die niederschmetternde Nachricht von Pearl Harbour. Die Vereinigten Staaten waren im Krieg und über Nacht wurden wir das, was man offiziell als "feindliche Ausländer" bezeichnete.

In den Berkshires

Am 17. November 1940, kamen mein Mann Paul und ich nach einer sieben Monate währenden Reise in New York an. Wir lebten da bis zum Mai 1941 und hatten verschiedene Jobs und besuchten einen Kursus der durch das AFSC angeboten wurde, geleitet von Francis Bosworth ("Boz," Foulkeways 1975-1983), für Flüchtlinge aus Europa, meist Schauspieler und Musiker die am Unterrichten interessiert waren. Nach dem Kursus nahmen wir im Mai eine Einladung von Dr. Carl Sangree an, um in einem Wohnheim für geflüchtete Künstler und Kunsthandwerker in Cummington, einer kleinen Stadt in den Berkshires zu leben und zu arbeiten. Dieses Wohnheim war die Erfindung von Dr. Sangree und seiner Frau, die ihr "Kleines Rotes Haus." zur Verfügung gestellt hatte. Dr. Sangree war der Pfarrer der einzigen Kirche dort, Congregational, einem kleinem weissen hölzernen Gebäude.

In dem Wohnheim trafen wir zwei Paare aus Wien und einen Journalisten aus Frankfurt, Holzdrechsler. Die grosse rückwärtige Scheune sollte unser Atelier sein. Es war ein wunderbarer Ort mit einem Kanonenofen, sehr wichtig in jenen kalten, langen Berkshire Wintern. Aber jetzt war es Anfang Juni und Paul und ich legten einen Gemüsegarten auf dem Grundstück zwischen dem Haus und unserem Atelier an. Jeder tat seine schöpferische Arbeit und bei der Reinigung und dem Kochen beteiligten sich alle Bewohner. Paul und ich arbeiteten mit großer Begeisterung in dieser günstigen Umgebung. Paul hatte einige Privat-Studenten und bald wurde er gefragt, Malen an den "Playhouse in the Hills" zu lehren, einer Sommer-Akademie, die von einem Musiklehrer vom nahegelegenen Smith College gegründet wurde. Früh im September, verdienten ich und ein anderer Bewohner ein Taschengeld mit dem Pflücken von Äpfeln in einem großen Obstgarten. Später im September erlebten wir unseren ersten Land-

Jahrmarkt. Obwohl klein, hatte Cummington bekannte Jahrmärkte auf ungeheueren Messegeländen. Es gab Pferde-, Kuh- und Schweine-Auktionen und Wettkampf-Veranstaltungen. Und, natürlich, selbstgemachte Konfitüre, Kuchen und gehäkelte Teppiche. Paul malte viele Bilder von dieser farbenprächtigen Szenerie. Bald nach dem Jahrmarkt wurde es kälter.

Einmal während einer sehr kalten, regnerischen Nacht wurden wir von aufgeregtem Geschrei draußen um 3 Uhr morgens aufgeweckt "Feuer, Feuer - alle tauglichen Männer kommen mit uns!" Paul bekleidete sich schnell so warm wie möglich und lief mit der Gruppe, um den gefährdeten Bauernhof auf einem nahegelegenen Hügel zu retten. Stunden später kehrte er durchgefroren und durchnässt durch den Regen und das Löschwasser zurück. Es gab damals keinen Löschwagen. (Jetzt haben sie einen.) Am nächsten Tag hielten mich Leute auf der Strasse an, um mir zu erzählen, wie wunderbar Paul beim Organisieren der Wassereimer gewesen sei, um sie reibungslos von Hand zu Hand zu reichen, und wie schnell er war. Die Tiere wurden alle gerettet und das Haupthaus auch -- nur die Scheune brannte ab. Danach waren wir tatsächlich in der Gemeinde akzeptiert.

Dann kam Thanksgiving, der amerikanischsten aller Feiertage. Alle Bewohner wurden von den Sangrees' eingeladen. Paul und ich genossen unseren ersten Puter mit Preißelbeer-Sosse und allen Garnierungen. Natürlich brachten wir drei Wohnheim-Frauen einige selbstgemachte Nachtsche. Und im nächsten Jahr luden wir die Sangrees ins "Kleine Rote Haus" ein. Einige Jahre später waren wir fähig, Studenten zu Thanksgiving in unser Haus bei Chikago einzuladen.

Während des Sommers und Herbstes hatten wir mit großer Hingebung in unserem Atelier gearbeitet und hatten genug Werke für eine Ausstellung geschaffen. Dr. Sangree mag nur ein Land-Pfarrer mit einer kleinen Kirche gewesen sein, aber er war weit gereist und hatte großes Kunstinteresse. Er war auch sehr überzeugend und erfolgreich in Fördern der Bewohner. Er arrangierte eine Ausstellung für

Paul und mich am Berkshire Museum in Pittsfield. Wir arbeiteten praktisch Tag und Nacht (Rahmen anfertige, usw.), und waren in der Lage, die Ausstellung rechtzeitig für die Öffnung am 5. Dezember 1941 zu hängen. Die Vernissage verlief überraschend gut. Viele Arbeiten wurden verkauft und die Zeitung schrieb einen langen Artikel.

Aber dann, am Sonntag, dem 7. Dezember, kam die verheerende Nachricht von Pearl-Harbor und die Vereinigten Staaten waren im Krieg. Das machte uns zu "feindlichen Ausländern", weil wir noch nicht US-Bürger waren und deutsche Pässe besaßen, wenn wir auch Europa wegen Hitler verlassen hatten. Aber unsere Cummington Freunde standen den Bewohnern bei, und unser Leben dort konnte in Harmonie fortgesetzt werden.

Einmal gab es eine besonders starke Kältewelle und unsere Wasserrohre froren ein. Es gab keinen Keller unter dem Haus, nur einen Kriechraum, wo die zugefrorenen Rohre her liefen. Dr. Sangree, Paul und ich (die jüngste und wendigste), kletterten hinunter um zu versuchen, die Rohre zu entfrosten. Wir benutzten flache Bügeleisen (noch keine elektrischen). Die wurden auf dem Ofen erhitzt und man gab sie an uns weiter. Ich konnte nahe an die Rohre herankriechen und mit den heißen Eisen, die man mir eins nach dem anderen reichte, funktionierte es. Als die Rohre freigelegt waren, schichteten alle fleißigen Männer Strohpacken um das Haus, so dass so etwas nicht wieder geschehen würde.

Während eines Sommers zogen wir in eine kleine Hütte um, die man das "Honig Haus" nannte, weil dort Ahorn-Zucker hergestellt wurde. Sie gehörte einem Fräulein A., die Sommer-Gäste in ihrem großen Haus aufnahm. Wir hatten eine Kerosin-Lampe für die Beleuchtung und einen Kerosin-Ofen zum Kochen. Das Trinkwasser mussten wir uns aus dem großen Haus holen. Auf unserer hinteren Veranda stand eine große Wanne um Regenwasser zum Waschen aufzufangen. Mehrmals nahm uns Fräulein A. zum Heidelbeerenpflücken in ihrem Ford Modell T mit.. Sie brachte uns zu einem Hang voll von Heidelbeer-Büschen, von denen es drei Arten

gab: einige wuchsen tief am Boden, die zweite Art war ungefähr zwei Fuß hoch und die letzten waren fünf bis sechs Fuß hoch. Wir kannten bislang nur die bodenwüchsige Art. Jedesmal kehrten wir mit einer reichen Ernte zurück.

Wegen der fehlenden Elektrizität in unserem Honig-Haus, buddelten wir an einer schattigen Stelle ein Loch und gruben eine Kaffeekanne darin ein, in der wir kleinere Essensvorräte kühl halten konnten. Paul hatte ein altes Fahrrad entdeckt. Das machte es leichter für ihn, seine Klassen an der Schule auf dem gegenüberliegenden Hügel zu erreichen, auch wenn er es steil bergan schieben musste. Im Tal war ein kleiner Fluß wo man vor früheren Jahren Schleifsteine hergestellt hatte. Dort fand ich einige sehr gute Wetzsteine zum Schärfen meiner Bildhauer-Werkzeuge (und unserer Messer).

Einige Sommer-Gäste kamen jedes Jahr wieder, und wir freundeten uns mit einer Familie aus Pottstown, Pennsylvania, an. Ihre zwölfjährige Tochter kam oft in unser Atelier, weil sie auch gern malte. Sie brachte immer ihre Katze mit, eine goldene Perserkatze, die in jedem Sommer Junge bekam. Wir verliebten uns in eines von ihnen mit langem seidnem Haar und einem goldenen Streifen auf dem Rücken. Sobald sie entwöhnt war, kam sie zu uns. Während wir in dem Honig-Haus lebten, lernte sie, auf die Bäume zu klettern. Sie liebte es, draußen zu sein, aber wir mussten auf sie aufpassen, weil uns ein Fuchs regelmäßig seine Besuche abstattete. Chucky war noch ein Baby und wäre für ihn sicher ein wohlschmeckendes Mahl gewesen. Als wir umzogen kam sie natürlich mit und lebte 16 ½ Jahre mit uns.

Das Dorf hatte nur einen kleinen Laden, der auch als Postamt diente. Es gab dort aber nur Trockenlebensmittel und Konserven, keine frischen Waren. Für solche mussten wir bis nach Pittsfield, 25 Meilen weit, fahren. Wegen des Krieges, bekamen nur Geistliche, Ärzte und Handwerker genug Sprit für ihre Wagen. Immer wenn Dr. Sangree einkaufen fuhr, nahm er einen unserer Mitbewohner mit. Das war ein Vergnügen und wir wechselten uns ab. Eine Sommernacht wurden wir nach Tanglewood

eingeladen, wo wir die Bostoner Symphoniker hörten, die von Kousevitzki dirigiert wurden.

Unseren letzten Winter in den Berkshires verlebten wir in Pittsfield, wo wir in der Garage von Freunden wohnen konnten, die durch einen großen Öl-Ofen geheizt wurde. Paul sammelte die Sonntagszeitungen für seine Agentur und ich war ein Halbtags-Kindermädchen für ihre drei Kinder. Außerdem unterrichteten wir mehrere Klassen des Museums. Im Herbst von 1943, fragte uns Boz, mit dem wir in engem Kontakt geblieben waren, ob wir bereit seien, eine Kunst-Abteilung an der Friends' Neighborhood Guild in Philadelphia aufzubauen. Das war eine großartige Gelegenheit und wir nahmen freudig an, obgleich wir die Berkshires auch mit Bedauern verließen. Aber viele Bilder und Skulpturen (und Chucky) hielten die Erinnerung wach.